

GESSNER
Idyllen



RAÖHNKE

HERMANN
BOESCHENSTEIN
BIBLIOTHEK

I D Y L L E N

VON

SALOMON GESSNER

MIT 4 ABBILDUNGEN DER KUPFER VON
SALOMON GESSNER HERAUSGEGEBEN

VON

HANS TIMOTHEUS KROEBER

Z. XI.

6.—11. TAUSEND

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
WEIMAR 1917

HERMANN
BOESCHENSTEIN
BIBLIOTHEK



IDYLLEN

AN DAPHNEN.

Nicht den blutbespritzten kühnen Helden, nicht das öde Schlachtfeld singt die frohe Muse; sanft und schüchtern flieht sie das Gewühl, die leichte Flöt' in ihrer Hand.

Gelockt durch kühler Bäche rieselndes Geschwätze, und durch der heiligen Wälder dunkeln Schatten, irrt sie an dem beschilften Ufer, oder geht auf Blumen, in grün gewölbten Gängen hoher Bäume, und ruht im weichen Gras, und sinnt auf Lieder, für dich, für dich nur, schönste Daphne! denn dein Gemüt voll Tugend und voll Unschuld, ist heiter, wie der schönste Frühlings-Morgen. So flattert muntre Scherz und frohes Lächeln stets um die kleinen Lippen, um die roten Wangen, und sanfte Freude redet stets aus deinen Augen. Ja seit du Freund mich nennst, geliebte Daphne! seitdem seh ich die Zukunft hell und glänzend, und jeden Tag begleiten Freud und Wonne.

O wenn die frohen Lieder dir gefielen, die meine Muse oft den Hirten abhorcht! auch oft belauschet sie in dichten Hainen, der Bäume Nymphen und den ziegen-

füß'gen Waldgott und schilfbekränzte Nymphen in den Grotten; und oft besucht sie bemoste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzet, und bringt Geschichten her, von Großmut und von Tugend, und von der immer frohen Unschuld. Auch oft beschleicht sie der Gott der Liebe, in grünen Grotten dicht verwebter Sträucher, und oft im Weidenbusch an kleinen Bächen. Er horchet dann ihr Lied, und kränzt ihr fliegend Haar, wenn sie von Liebe singt und frohem Scherz.

Dies, Daphne! dies allein, belohnte meine Lieder; dies sei mein Ruhm, daß mir, an deiner Seite, aus deinem holden Auge Beifall lächle. Den, der nicht glücklich ist wie ich, begeistere der Gedanke, den Ruhm der späten Enkel zu ersingen; sie mögen Blumen auf sein Grabmal streuen, und grünen Schatten über den verwesten Pflanzen!

3,57 xx

DER LIEBHABERBIBLIOTHEK
DREISSIGSTER BAND





MILON.

O du! die du lieblicher bist, als der tauende Morgen, du mit den großen schwarzen Augen, schön wallet dein dunkles Haar unter dem Blumenkranz weg und spielt mit den Winden. Lieblich ist, wenn deine roten Lippen zum Lachen sich öffnen; lieblicher noch, wenn sie zum Singen sich öffnen. Ich habe dich behorcht, Chloe! dich hab ich behorcht! da du an jenem Morgen beim Brunnen sangst, den die zwei Eichen beschatten; böse, daß die Vögel nicht schwiegen; böse, daß die Quelle rauschte, hab ich dich behorcht. Izt hab ich neunzehn Ernten gesehen, und ich bin schön und braun von Gesicht; oft hab ichs bemerkt, daß die Hirten aufhörten zu singen und horchten, wenn mein Gesang durchs Tal hintönte, und deinen Gesang würde keine Flöte besser begleiten, als meine. O schöne Chloe! liebe mich! Siehe, wie lieblich es ist, auf diesem Hügel in meinem Felsen zu wohnen! sieh wie der kriechende Epheu ein grünes Netz anmutig um den Felsen herwebt, und wie sein Haupt der Dornstrauch beschattet. Meine Höhle ist bequem, und ihre Wände sind mit weichen Fellen behangen, und vor den Eingang hab' ich Kürbisse gepflanzt, sie kriechen hoch empor und werden zum dämmernden Dach, Sieh, wie lieblich der Quell aus meinem Felsen schäumt.

und hell über die Wasserkresse hin durch hohes Gras und Blumen quillt! Unten am Hügel sammelt er sich zum kleinen See, mit Schilfrohr und Weiden umkränzt, wo die Nymphen bei stillem Mondschein oft nach meiner Flöte tanzen, wenn die hüpfenden Faunen mit ihren Crotalen mir nachklappern. Sieh, wie auf dem Hügel die Haselstaude zu grünen Grotten sich wölbt, und wie die Brombeerstaude mit schwarzer Frucht um mich her kriecht, und wie der Hambuttenstrauch die roten Beeren emporträgt, und wie die Aepfelbäume voll Früchte stehn, von der kriechenden Reb' umschlungen. O Chloe! dies alles ist mein! wer wünschet sich mehr? Aber ach! wenn du mich nicht liebest, dann umhüllt ein dichter Nebel die ganze Gegend. O Chloe! liebe mich! Hier wollen wir dann ins weiche Gras uns lagern, wenn die Ziegen an der felsichten Seite klettern, und die Schafe und Rinder um uns her im hohen Grase waten; dann wollen wir über das weit ausgebreitete Tal hinsehn, ins glänzende Meer hin, wo die Tritonen hüpfen, und wo Phöbus von seinem Wagen steigt, und wollen singen, daß es weit umher in den Felsen widertönt, daß Nymphen still stehn und horchen, und die ziegenfüßigten Waldgötter.

So sang Milon der Hirt auf dem Felsen, als Chloe in dem Gebüsch ihn behorchte; lächelnd trat sie hervor und faßte dem Hirten die Hand. Milon! du Hirt auf

dem Felsen! so sprach sie, ich liebe dich mehr als die
Schafe den Klee, mehr als die Vögel den Gesang; führe
mich in deine Höhle; süßer ist mir dein Kuß als Honig,
so lieblich rauscht mir nicht der Bach.

IDAS, MYCON.

Sei mir begrüßt, Mycon! du lieblicher Sänger!
Wenn ich dich sehe, dann hüpf mir das Herz vor Freude;
seit du auf dem Stein beim Brunnen mir das Frühlings-
lied sangest, seitdem hab ich dich nicht gesehen.

MYCON. Sei mir begrüßt, Idas! du lieblicher Flöten-
spieler! Laß uns einen kühlen Ort suchen und in dem
Schatten uns lagern.

IDAS. Wir wollen auf diese Anhöhe gehn, wo die
große Eiche des Palemons steht; sie beschattet weit um-
her, und die kühlen Winde flattern da immer. Indes
können meine Ziegen an der jäh'n Wand klettern, und
vom Gesträuch reißen. Sieh, wie die große Eiche die
schlanken Aeste umher trägt, und kühlen Schatten aus-
streut; laß hier bei den wilden Rosengebüschen uns
lagern, die sanften Winde sollen mit unsern Haaren spielen.
Mycon! dies ist mir ein heiliger Ort! O Palemon! diese
Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal! Pale-
mon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele
Schafe; O Pan! bat er, laß meine Heerde sich mehren,
so kann ich sie mit meinem armen Nachbar teilen. Und
Pan machte, daß seine Heerde in einem Jahr um die
Hälfte sich mehrte; und Palemon gab dem armen Nach-
bar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem
Pan auf diesem Hügel, und pflanzt' eine Eiche, und

sprach: O Pan! immer sei dieser Tag mir heilig, an dem mein Wunsch sich erfüllte; segne die Eiche, die ich hier pflanze; sie sei mir ein heiliges Denkmal; alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern. Mycon! soll ich dir das Lied singen, das ich immer unter dieser Eiche singe?

MYCON. Wenn du mir das Lied singest, dann will ich diese neunstimmige Flöte dir schenken; ich selbst habe die Rohre mit langer Wahl am Ufer geschnitten, und mit wohlriechendem Wachs vereint.

Idas sang igt:

Die ihr euch über mich wölbt, schlanke Aeste! ihr streut mit euerm Schatten ein heiliges Entzücken auf mich. Ihr Winde! wenn ihr mich kühlt, dann ists als rauscht' eine Gottheit unsichtbar neben mir hin. Ihr Ziegen und ihr Schafe! schonet, o schonet! und reißt den jungen Efeu nicht vom weißen Stamm, daß es empor schleiche und grüne Kränze flechte, rings um den weißen Stamm. Kein Donnerkeil, kein reißender Wind soll dir schaden, hoher Baum! Die Götter wollens, du sollst der Redlichkeit Denkmal sein. Hoch steht sein Wipfel empor; es siehet ihn fernher der Hirt, und weist ihn ermahnend dem Sohn; es sieht ihn die zärtliche Mutter, und sagt Palemons Geschichte dem horchenden Kind auf dem Schoß. O pflanzt der Redlichkeit so manch Denkmal ihr Hirten! daß wir einst voll heiligen Entzückens in dunkeln Hainen einhergehn.

So sang Idas, er hatte schon lange geschwiegen, und Mycon saß noch wie horchend. Ach Idas! Mich entzückt der tauende Morgen, der kommende Frühling entzückt mich, noch mehr des Redlichen Taten.

So sprach Mycon und gab ihm die neunstimmige Flöte.

DAPHNIS.

An einem hellen Wintermorgen saß Daphnis in seiner Hütte; die lodernden Flammen angebrannter durrer Reiser streuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indes daß der herbe Winter sein Strohdach mit tiefem Schnee bedeckt hielt; er sah vergnügt durch das enge Fenster über die wintrichte Gegend hin. Du herber Winter, so sprach er, doch bist du schön! Lieblich lächelt izt die Sonne durch die dünnbenebelte Luft über die schneebedeckten Hügel hin; flimmernder Schneestaub flattert umher, wie in Sommertagen über dem Teich kleine Mücken im Sonnenschein tanzen. Lieblich ists, wie aus dem Weißen empor die schwarzen Stämme der Bäume zerstreut stehn, mit ihren krumm-geschwungenen unbelaubten Aesten; oder eine braune Hütte mit dem schneebedekten Dach; oder wenn die schwarzen Zäune von Dornstauden die weiße Ebene durchkreuzen. Schön ists, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee empor hebt, und das Weiß mit sanfterm Grün vermischt. Schön glänzen die nahen Sträucher, ihre dünnen Aeste sind mit Duft geschmückt, und die dünnen umher flatternden Faden. Zwar ist die Gegend öde, die Herden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte

führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen, nur die einsame Meise singet ihr Lied, nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte, und picket die hingestreuten Körner. Dort, wo der Rauch aus den Bäumen in die Luft empor wallt, dort wohnt meine Phillis! Vielleicht sitztest du izt beim wärmenden Feuer, das schöne Gesicht auf der unterstützenden Hand, und denkest an mich, und wünschest den Frühling. Ach Phillis! wie schön bist du! Aber, nicht nur deine Schönheit hat mich zur Liebe gereizt. O wie liebt' ich dich, seit jenem Tag, da dem jungen Alexis zwei Ziegen von der Felsenwand stürzten! Er weinte, der junge Hirt; ich bin arm, sprach er, und habe zwei Ziegen verloren, die eine war trächtig; ach! ich darf nicht zu meinem armen Vater in die Hütte zurück kehren. So sprach er weinend; du sahest ihn weinen, Phillis! und wischtest die mitleidigen Tränen vom Auge und nahmest aus deiner kleinen Herde zwei der besten Ziegen; Da, Alexis! sprachst du, nimm diese Ziegen, die eine ist trächtig; und wie er vor Freude weinte, da weintest du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hattest. O! sei immer unfreundlich, Winter! meine Flöte soll doch nicht bestaubt in der Hütte hangen, ich will dennoch von meiner Phillis ein frohes Lied singen; zwar hast du alles entlaubt, zwar hast du die Blumen von den Wiesen ge-

nommen, aber du sollst es nicht hindern, daß ich einen Kranz flechte, Epheu und das schlanke Ewiggrün mit den blauen Blumen will ich durch einander flechten; und diese Weise, die ich gestern fing, soll in ihrer Hütte singen; ja ich will dich ihr heute bringen und den Kranz; singt ihr dann dein frohes Lied; sie wird freundlich lächelnd dich anreden, und in ihrer kleinen Hand die Speise dir reichen. O wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst!

MIRTIL.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mond-
beglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mond-
schein und das Lied der Nachtigal hatten ihn in stillem
Entzücken aufgehalten. Aber izt kam er zurück in die
grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und
fand seinen alten Vater sanftschlummernd am Mond-
schein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen
Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander
geschlungen, vor ihm hin. Lang stand er da, sein Blick
ruhete unverwandt auf dem Greisen, nur blickt er zuweilen
auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und
Freudentränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du! so sprach er izt, du! den ich nächst den Göttern
am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da!
Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging
dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem
Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du
ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie
glücklich bin ich! die Götter hören dein Gebet; oder
warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten
gebogenen Aesten? warum ist der Segen auf unserer
Herde und auf den Früchten unsers Feldes? Oft wenn
du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines
matten Alters Freudentränen weinst; wenn du dann

gen Himmel blickest und freudig mich segnest, ach was empfind ich dann, Vater! ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Tränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus deiner Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Herde um dich her sahest; und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du, meine Haare sind unter Freuden grau geworden, seid immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach! dann - - dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Notleidenden Gutes tun kann, dann will ich Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal streun.

Izt schwieg er und sah mit tränendem Aug auf den Greisen. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er izt schluchzend, es sind seine frommen Taten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Tau! Izt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu weken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

LYCAS und MILON.

Der junge Sänger Milon (denn auf seinem zarten Kinn stunden die Haare noch selten, so wie das zarte Gras im jungen Frühling aus spät-gefallnem Schnee nur selten vorkeimt) und Lycas mit dem schön-gelockten Haar, gelb wie die reife Saat, kamen zusammen mit der blökenden Herde hinter dem Buchenwald. Sei mir gegrüßt, Lycas! sprach der Sänger Milon, und bot ihm die Hand, sei mir gegrüßt, laß in den Buchenwald uns gehn; indes irret unsere Herde im fetten Gras am Teich, mein wacher Hund wirds nicht zugeben, daß sie sich zerstreue.

LYCAS. Nein, Milon! wir wollen hier unter dem gewölbten stolzigten Felsen uns setzen; es liegen da heruntergerißene Stücke mit sanftem Moos bedekt. Dort ists lieblich und kühl. Sieh, wie der klare Bach stäubend ins wankende Gesträuche sich stürzt, er rieselt unter ihrem Gewebe hervor, und eilt in den Teich. Hier ists lieblich und kühl, laß auf die bemoosten Steine uns setzen, dann steht der Schatten des Buchenwalds dunkel gegen uns über.

Und izt gingen sie und setzten sich unter dem Felsen auf die bemoosten Steine. Und Milon sprach: Lang schon, du Flötenspieler Lycas! lang schon hab ich deinen Gesang loben gehört, laß uns einen Wettgesang singen,

denn auch mir sind die Musen gewogen; jenes junge Rind will ich zum Preis dir setzen; es ist schön gefleckt, schwarz und weiß.

LYCAS. Und ich, ich setze die beste Ziege aus meiner Herde; samt ihrem Jungen; dort reißt sie den Epheu von der Weide am Teich, das muntre Junge hüpfet neben ihr. Aber Milon, wer soll Richter sein? Soll ich den alten Menalkas rufen? sieh er leitet die Quelle in die Wiese an Buchenwald; er versteht den Gesang. Izt riefen die jungen Hirten dem Menalkas, und er kam und setzte sich zu den Knaben auf einen weichbemoosten Stein, und Milon hub den Gesang an.

MILON. Selig ist der zu preisen, der die Gunst der Musen hat. Wenn uns das Herz von Freuden hüpfet, wie lieblich ist es dann, ein Lied zu singen, dem Echo und dem Hain! Nie entsteht mir ein liebliches Lied, wenn mich der Mondschein entzückt oder des Morgens Rosenfarbe. Auch weiß ich, daß der Gesang die trüben Stunden heiter macht. Denn mir sind die Musen gewogen, und jene schneeweiße Ziege ist ihnen zum Opfer bestimmt; bald will ich sie, die Hörner mit Blumen umkränzt, opfern, und neue Loblieder singen!

LYCAS. Als stammelndes Kind saß ich dem Vater auf dem Schoß; und wenn er ein Lied auf der Rohrflöte blies, dann horcht' ich schon aufmerksam zu, und lallt' es ihm nach. Oder lächelnd nahm ich die Flöt' ihm

vom Mund und blies gebrochene Töne hervor. Aber bald erschien Pan mir im Traume. Jüngling! so sprach er, geh in den Hain und hole die Flöte, die der Sänger Hylas an die mir geheiligte Eiche hing; du bist es wert, ihm nachzuspielen. Erst gestern hab ich ihm Sprossen von meinen neu gepfropften Bäumen gebracht und einen Krug voll Oel und einen Krug voll Milch vor ihm ausgegossen.

MILON. Auch die Liebe begeistert zu Gesängen, mehr als das helle Morgenrot, mehr als der liebliche Schatten, mehr als der Schimmer des Monds. O! wenn ein tugendhaft Mädchen unsre Lieder lobt! Wenn es unsre Lieder mit sanftem Lächeln belohnt, oder mit einem Kranz! Seit Chloe ihren Hirten mich nennt, seitdem ist in meinem Herzen so helle, wie in dieser Gegend voll Sonnenschein im Frühling, seitdem sing ich bessere Lieder; Chloe, die sanft lächelt wie die milde Ceres und weise ist wie die Musen.

LYCAS. Ach! mein Herz ist lange frei von Liebe geblieben, da sang ich ruhig nichts als frohe Lobgesänge den Göttern, oder von der Pflege der Herde, oder vom Pfropfen der Bäume, oder vom Warten des Weinstockes. Aber seit ich Amarillis sah, die unempfindliche Amarillis, seitdem sing ich nur Trauerlieder, seitdem stört Wehmut jede meiner Freuden. Bald hätt' ich meine Liebe besiegt, nur selten kam sie in mein Herze zurück. Aber

ach! ich werde sie nicht wieder besiegen, seit ich sie beim blühenden Schlehenbusch sah und ihren Gesang hörte; mutwillige Zephirs schwärmten im Busch und rissen die weißen Blüthen weg und streuten sie auf das Mädchen hin und ahmeten den besiegten Winter mit seinen Flocken nach.

MILON. Dort, wo der schwarze Tannenwald steht, dort rieselt ein Bach aus Stauden hervor, dorthin treibt Chloe oft ihre Herde. Jüngst hab ich, als das Morgenrot kam, den ganzen Ort mit Kränzen geschmückt; flatternd hingen sie von einer Staude zur andern und wandten sich um ihre Stämme, da war es wie ein Heiligtum des Frühlings oder der freundlichen Venus. Ich will izt noch unsere Namen in diese Fichte schneiden, sprach ich, und dann will ich mich in jenem Busche verbergen und ihr Lächeln sehn und ihre Worte behorchen. So sprach ich und schnitt in die Rinde, als plötzlich ein Kranz um meine Schläfe sich wandt; schnell sanft erschrocken sah ich zurück, und Chloe stund lächelnd da; ich habe dich behorcht, sprach sie, und drückte den zärtlichsten Kuß auf meine Lippen.

LYCAS. Dort an dem Hügel steht meine beschattete Hütte, dort an der blumichten Quelle stehn meine Bienenkörbe in zween Reihen; wirtschaftlich wohnen sie da im kühlen Schatten der Oelbäume. Noch kein junger Flug hat sich zu weit von meinem Anger entfernt; sie

sumsen fröhlich umher im blumichten Anger und sammeln mir Honig und Wachs im Überfluß. Sieh, wie meine Kühe mit vollem Euter gehn, und wie die jungen Kälber mutwillig sie umhüpfen, und wie meine Ziegen und meine Schafe so zahlreich die Stauden entblättern und das Gras mähen. Dies, o Amarillis! dies alles gaben mir die Götter, und sie lieben mich, weil ich tugendhaft bin; willst du, o! willst du mich nicht auch lieben wie die Götter, weil ich tugendhaft bin?

So sangen die Hirten; und Menalkas sprach: Wem soll ich den Preis zuteilen, ihr schönen Sänger? Eure Lieder sind süß wie Honig, lieblich fließen sie wie dieser Bach, so ermuntert der Kuß von rosenfarbigten Lippen. Nimm du, Lycas! das schwarz gefleckte Rind und gib dem Milon die Ziege mit ihrem Jungen



AMYNTAS.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblößet, und der Baum stund da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein. Izt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andre Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen und grub frische Erde. Izt war der Damm gebaut und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und izt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglassen? gütiger Hirt! sage mirs, was wünschest du zur Belohnung, ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. „O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe!

so sprach der arme Hirt; mein Nachbar Palemon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Herde und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

DAMON, DAPHNE.

DAMON.

Es ist vorübergegangen, Daphne! das schwarze Gewitter; die schreckende Stimme des Donners schweigt. Zittere nicht, Daphne! die Blitze schlängeln sich nicht mehr durch schwarze Gewölke! laß uns die Höhle verlassen; die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdach gesammelt, schütteln den Regen von der triefenden Wolle, und zerstreuen sich wieder auf der erfrischeten Weide. Laß uns hervorgehn und sehn, wie schön die Gegend im Sonnenschein glänzt.

Izt traten sie Hand in Hand aus der schützenden Grotte hervor. Wie herrlich! rief Daphne, dem Hirten die Hand drückend, wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk! Sie fliehen, die Wolken! wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun! Sieh Damon! dort liegt der Hügel mit seinen Hütten und Herden im Schatten; izt flieht der Schatten und läßt ihn im Sonnen- glanz; sieh, wie er durchs Tal hin über die blumichten Wiesen läuft.

Wie schimmert dort, Daphne! rief Damon! wie schimmert dort der Bogen der Iris, von einem glänzenden Hügel zum andern ausgespannt; am Rücken das graue Gewölk, verkündigt die freundliche Göttin von ihrem Bogen der

Gegend die Ruhe und lächelt durchs unbeschädigte Tal hin.

Daphne antwortete, mit zartem Arm ihn umschlingend: Sieh die Zephire kommen zurück und spielen froher mit den Blumen, die verjüngt mit den hell blitzenden Regentropfen prangen, und die bunten Schmetterlinge und die beflügelten Würmchen fliegen wieder froher im Sonnenschein, und der nahe Teich - - wie die genetzten Büsche und die Weiden zitternd um ihn her glänzen! sieh, er empfängt wieder ruhig das Bild des hellen Himmels und der Bäume umher.

DAMON. Umarme mich, Daphne! umarme mich! O was für Freude durchströmt mich! wie herrlich ist alles um uns her! welche unerschöpfliche Quelle von Entzücken! Von der belebenden Sonne bis zur kleinsten Pflanze sind alles Wunder! O wie reißt das Entzücken mich hin! wenn ich vom hohen Hügel die weit ausgebreitete Gegend übersehe, oder, wenn ich ins Gras hingestreckt, die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte und ihre kleinen Bewohner; oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel, wenn ich den Wechsel der Jahreszeiten oder das Wachstum der unzählbaren Gewächse - - - - wenn ich die Wunder betrachte, dann schwellt mir die Brust, Gedanken drängen sich dann auf; ich kann sie nicht entwickeln; dann wein' ich und sinke hin und stammle mein Erstaunen dem,

der die Erde schuf! O Daphne! nichts gleicht dem Entzücken, es sei denn das Entzücken, von dir geliebt zu sein.

DAPHNE. Ach Damon! Auch mich, auch mich entzücken die Wunder! O laß uns in zärtlicher Umarmung den kommenden Morgen, den Glanz des Abendrots und den sanften Schimmer des Mondes, laß uns die Wunder betrachten und an die bebende Brust uns drücken und unser Erstaunen stammeln! O welch unaussprechliche Freude! wenn dies Entzücken zu dem Entzücken der zärtlichsten Liebe sich mischet.

DAMON, PHILLIS.

DAMON.

Izt hab ich sechzehn Frühlinge gesehn; doch liebste Phillis! noch keiner war so schön wie der; weißest du warum? - - - Ich hüt' izt neben dir die Herde.

PHILLIS. Und ich, ich hab izt dreizehn Frühlinge gesehn. Ach liebster Damon! keiner, nein keiner war für mich so schön wie der; weißest du warum? - - - Izt drückte sie ihn seufzend an die Brust.

DAMON. Sieh, Phillis! wie der dichte Busch bei dieser Schleuse schattigt sich wölbt! höre, wie die Quelle rauschet? dort wollen wir ins hohe Gras uns legen und - - -

PHILLIS. Ja, lieber Damon! denn bei dir nur bin ich froh. Sieh her, mein Busen bebt voll Freude, denn - - - denk einmal, fünf lange Stunden hab ich dich nicht gesehn.

DAMON. Hier, liebe Phillis! hier setze dich im Klee. O könnt' ich immer dich lächeln sehn und deine Augen! - - Nein, sieh mich nicht so an, sprach er, und drückte sanft des Mädchens Augen zu; Glaube, wenn dein Blick so lächelnd mir ins Auge sieht, ich weiß nicht wie mir dann geschieht, ich zittre, ich seufze dann, und meine Worte stocken.

PHILLIS. Nimm, Damon! nimm die Hand von meinen Augen; denn, wenn du meine Hand in deine drückest, dann gehts mir eben so. Wie fahrts durch mich; ich weiß nicht, was es ist! Wie pochet dann mein Herz!

DAMON. Sieh, Phillis! sieh, was ist dort auf dem Baum? Zwo Tauben. - - - Sieh - - - sieh wie sie freundlich sich mit den Flügeln schlagen; höre wie sie girren. Izt, izt - - - sie picken sich den bunten Hals, und izt den kleinen Kopf; und um die kleinen Augen. Komm, Phillis! komm, wir wollen mit den Armen uns auch umschlagen, wie sie mit den Flügeln. Reiche deinen Hals mir her und deine Augen, daß ich dich schnäbeln kann - -

PHILLIS. Halt deine Lippen doch auf meine Lippen, dann, Damon! schnäbeln beide.

DAMON. Ach Phillis! ach! wie süß ist dieses Spiel! Euch dank ichs, euch, ihr kleinen Tauben! der Sperber töt' euch nie - -

PHILLIS. Habet Dank, ihr kleinen Tauben! habet Dank; flieget her in meinen Schoos; kommt, wohnt bei mir. Im Feld und im Hain will ich die besten Speisen euch sammeln; indes daß Damon mich schnäbelt könnt ihr dann auf meinem Schoß euch schnäbeln; - - Sie kommen nicht - - sie fliegen weg!

DAMON. Höre Phillis! mir fällt was ein: Wenn dieses Küsse wären? von denen jüngst Amyntas sang - -

„Dem müden Schnitter ist ein frischer Trunk nicht

„halb so süß, als Liebenden ein Kuß; viel lieblicher ist
„sein Geräusch, als wann ein kühler Bach, wenn uns der
„schwühle Mittag brennt, durch dunkle Schatten fließt.“

PHILLIS. Ja gewiß! Bald wollt' ich wetten, daß es
Küsse sind; komm, wir wollen gehn und Chloen fragen.
- - Doch setze mir zuerst den Kranz zurecht. - - Du hast
mein Haar zerzaust!



DER ZERBROCHENE KRUG.

Ein ziegenfüßiger Faun lag unter einer Eiche in tiefem Schlaf ausgestreckt, und die jungen Hirten sahen ihn; wir wollen, sprachen sie, ihn fest an den Baum binden, und dann soll er uns für die Loslassung ein Lied singen. Und sie banden ihn an dem Stamm der Eiche fest und warfen mit der gefallenen Frucht des Baumes ihn wach. Wo bin ich? so sprach der Faun und gähnte und dehnte die Arme und die Ziegenfüße weit aus, wo bin ich? Wo ist meine Flöte? Wo ist mein Krug? Ach! da liegen die Scherben vom schönsten Krug! Da ich gestern im Rausch hier sank, da hab ich ihn zerbrochen. - - Aber wer hat mich fest gebunden? so sprach er, und sah rings umher und hörte das zwitschernde Lachen der Hirten. Bindet mich los, ihr Knaben! rief er. Wir binden dich nicht los, sprachen sie, du singest uns denn ein Lied. Was soll ich euch singen? ihr Hirten! sprach der Faun; von dem zerbrochenen Krug will ich singen; da setzet euch im Gras um mich her.

Und die Hirten setzten sich ins Gras um ihn her; und er hub an:

Er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Schön war mein Krug, meiner Höhle schönste Zierde; und ging ein Waldgott vorüber, dann rief ich: Komm,

trink' und siehe den schönsten Krug! Zeus selbst hat bei dem frohesten Fest nicht einen schönern Krug.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Wenn bei mir die Brüder sich sammelten, dann sassen wir rings um den Krug. Wir tranken, und jeder, der trank, sang die darauf gegrabene Geschichte, die seinen Lippen die nächste war. Izt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder! aus dem Krug; izt singen wir nicht mehr die Geschichte, die jedes Lippen die nächste ist.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen! der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Denn auf dem Krug war gegraben, wie Pan voll Entsetzen am Ufer sah, wie die schönste Nymphe in den umschlingenden Armen in lispelndes Schilf sich verwandelte. Er schnitt da Flöten von Schilfrohr von ungleicher Länge und klebte mit Wachs sie zusammen und blies dem Ufer ein trauriges Lied. Die Echo horchte die neue Musik und sang sie dem erstaunten Hain und den Hügeln.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Dann stund auf dem Krüge, wie Zeus, als weißer Stier, auf dem Rücken die Nymph' Europa auf Wellen entführte. Er leckte mit schmeichelnder Zunge der Schönen entblößetes Knie. Indes rang sie jammernd die Hände

über dem Haupt, mit dessen lockichtem Haar die gaukelnden Zephire spielten, und vor ihm her ritten die Amors, lächelnd auf dem willigen Delphin.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Auch war der schöne Bacchus gegraben. Er saß in einer Laube von Reben und eine Nymphe lag ihm zur Seite. Ihr linker Arm umschlang seine Hüften; den rechten hielt sie empor und zog den Becher zurück, nach dem seine lächelnden Lippen sich sehnten. Schmachkend sah sie ihn an und schien ihn um Küsse zu flehen, und vor ihm spielten seine gefleckten Tiger; schmeichelnd aßen sie Trauben aus der Liebesgötter kleinen Händen.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher. O klag es Echo dem Hain! klag es dem Faun in den Höhlen! Er ist zerbrochen! Da liegen die Scherben umher.

So sang der Faun; und die jungen Hirten banden ihn los und besahen bewundernd die Scherben im Gras.

DAPHNIS, CHLOE.

Das Abendrot kam, als Chloe mit ihrem Daphnis zu dem rieselnden Bach in das einsame Weidengebüsch kamen; Hand in Hand gedrückt kamen sie ins Gebüsch; aber schon saß Alexis am rieselnden Bach; ein schöner Jüngling, aber noch nie war die Liebe in seinem Busen erwacht. Sei mir gegrüßt, du liebeleerer Jüngling! sprach Daphnis; vielleicht zwar hat izt ein Mädchen dein Herz enthärtet, da du so einsame Schatten suchest; denn die Liebenden suchen gerne einsame Schatten. Ich komme mit meiner Chloe her; wir wollen im stillen Busch das Glück unsrer Liebe singen. So sprach er, und drückte des Mädchens Hand an seine Brust. Willst du zuhören, Alexis?

ALEXIS. Nein, kein Mädchen hat mein Herz enthärtet. Ich kam hieher zu sehn, wie schön der Abend die Berge rötet; aber gerne will ich euern Gesang hören; es ist lieblich beim Abendrot einen schönen Gesang zu hören.

DAPHNIS. Komm, Chloe! hier laß uns neben ihm ins Gras uns setzen, wir wollen ein Lied singen, meine Flöte soll deinen Gesang begleiten, Chloe! Und du Alexis! du bist ein guter Flötenspieler, begleite du den meinen.

Ich will ihn begleiten, sprach Alexis; und izt setzten sie sich ins Gras am Bach, und Daphnis hub an.

DAPHNIS. Du stilles Tal und ihr belaubte Hügel! Kein Hirt ist so glücklich wie ich; denn Chloe liebet mich; lieblich ist sie wie der frühe Morgen, wenn die Sonne sanft vom Berge heraufsteigt; dann, dann freut sich jede Blume, und die Vögel singen ihr entgegen und hüpfen froh auf schlanken Aesten, daß der Tau vom Laube fällt.

CHLOE. Froh ist die kleine Schwalbe, wenn sie vom Winterschlaf im Sumpf erwachet und den schönen Frühling sieht; sie hüpfet dann auf den Weidenbaum und singet ihr Entzücken den Hügeln und dem Tal und ruft: Gespielen! wachet auf, der Frühling ist izt da! Doch viel entzückter bin ich noch; denn Daphnis liebet mich, und ich ruf euch Gespielen zu, viel süßer ists als der kommende Frühling, wenn uns ein tugendhafter Jüngling liebt.

DAPHNIS. Schön ist es, wenn auf fernen Hügeln die Herden in dunkeln Büschen irren; doch schöner ists, o Chloe! wenn ein frischer Blumenkranz dein dunkles Haar durchirret; schön ist des heitern Himmels Blau, doch schöner ist dein blaues Auge, wenn es mir lächelnd winkt. Ja, liebe Chloe! mehr lieb ich dich als schnelle Fische den klaren Teich, mehr als die Lerche die Morgenluft.

CHLOE. Da als ich im stillen Teich mich besah, ach, seufzt' ich, könnt' ich dem Daphnis gefallen! dem besten Hirten. Indes standst du ungesehn mir am Rücken und warfest Blumen über mein Haupt hin, daß mein Bild in hüpfenden Kreisen verschwand. Erschrocken sah ich zurück und sah dich und seufzte, und da drücktest du mich an deine Brust. Ach! riefst du, die Götter sind Zeugen, ich liebe dich! Ach! sprach ich, ich liebe dich; mehr als die Bienen die Blüten, mehr als die Blumen den Morgentau.

DAPHNIS. O Chloe! wenn du mit tränendem Auge, wenn du mit umschlingendem Arme mir sagst: Daphnis! ich liebe dich! Ach dann seh ich durch den Schatten der Bäume hinauf in den glänzenden Himmel. Ihr Götter! seufz' ich dann, ach! wie kann ich mein Glück euch danken, daß ihr Chloen mir schenkt? Und dann sink ich an ihre Brust hin und weine, und dann küßt sie die Tränen mir vom Auge.

CHLOE. Und dann küß ich die Tränen dir vom Auge; aber häufigere Tränen fließen dann mir vom Auge und mischen sich zu deinen Tränen. Daphnis! seufz' ich dann. Ach Chloe! seufzest du; und die Echo seufzet uns nach. Die Herd erquickt das junge Frühlingsgras. Der kühle Schatten erquickt bei schwüler Mittags-hitze. Mich, Daphnis! mich erquicket nichts so sehr, als wenn dein holder Mund mir sagt, daß du mich liebst.

So sangen Daphnis und Chloe. Glückliche Kinder!
so sprach Alexis und seufzt', ach! izt fühl' ichs, daß die
Lieb' ein Glück ist; euer Gesang und eure Blicke und euer
Entzücken haben's mir gesagt.

LYCAS

ODER DIE ERFINDUNG DER GÄRTEN.

Izt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Izt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern öffnen, die sie in dem blumichten Lenzen und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich izt die schönsten wählen und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt, hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloe mir die ersten Küsse gab; hier standst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte und mein pochendes Herz und meine Tränen im Auge. O da Chloe! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand, da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seid Zeugen, euch hab ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Tränen wie Tau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! hier dieser Ort sei der Liebe

geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinaufschlingen, mit den weißen purpur-gestreiften Blumen geschmückt; ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen und will ihnen die blumichten Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke und die blaue Glockenblume und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es sein wie ein Hain voll süßer Gerüche, und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Insel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dornbüschen und von wilden Rosen pflanzen, daß die Ziegen und die Schafe die Blumen nicht verwüsten. - O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch und singt von wiegenden Aesten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain und paart euch auf warkenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegen tragen, welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

PALEMON.

Wie lieblich glänzet das Morgenrot durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach! und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Tau verjüngt; auch ich, auch ich scheine verjüngt; mein Stab soll mich Greisen vor die Schwelle meiner Hütte führen, da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen und über die grünen Wiesen hinsehn. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Herden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Tal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge sein? Neunzig Male hab ich izt den Wechsel der Jahreszeiten gesehn, und wann ich zurück denke, von izt bis zur Stunde meiner Geburt, eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende mir unübersehbar in reiner Luft verliert, o wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann; sind meine Freudentränen, ihr Götter, nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet, ihr Tränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurück sehe, dann ist's, als hätt' ich

nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter, sie erfrischen die Felder und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsre Herde gemindert; nie hat ein Unfall unsre Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudentränen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah; ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachstums warten, sprach ich, die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden empor wachsen und herrliche Früchte tragen und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich und drückte sie an meine Brust, und izt sind sie voll Segen empor gewachsen und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Apfelbäume und die Birnenbäume und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Äste weit umher und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dies, dies war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölf mal hat izt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt; aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine

Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallt; ein herrliches Merkmal der Götter! Ja spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfest; es ist so wert als das goldene Haar des frohen Jünglings und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude sein! Ich will meine Kinder um mich her sammeln bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern; hier vor meiner Hütte sei der Altar; ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen; dann will ich Blumen über meine Tafel streuen und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon und hub sich zitternd an seinem Stab auf und rief die Kinder zusammen und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Der stille Abend kam, und Palemon sprach voll heiliger Ahnung: laßt uns hinausgehen, Kinder, zu dem Graba der Mitra, da laßt uns Wein und Honig hingießen und des Fest mit Gesängen enden. Und sie gingen hinaus auf das Grab; umarmet mich, Kinder, sprach der Greis, voll heiligen Entzückens, und er ward aus ihren

umschlingenden Armen zur Zypresse verwandelt, die
itzt das Grab beschattet.

Der stille Mond war Zeuge der Geschichte und hielt
stille in seinem Lauf, und wer in dem Schatten des
Baumes ruht, dem bebt ein heiliges Entzücken durch
die Brust und eine fromme Träne fällt ihm vom Aug'.

MIRTIL, THYRSIS.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indes daß er einsam ins Gras gestreckt mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich igt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sei mir willkommen, sprach er, setze dich zum wärmenden Feuer; wie kömmst du hieher, igt da die ganze Gegend schlummert?

THYRSIS. Sei mir begrüßt; hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodern- den Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Tal glänzen. Aber höre, Mirtil! igt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füßen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Hand- habe. Dies schenk ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

MIRTIL. Ich will dir die Geschichte des Daphnis

und der Chloe singen; izt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indes, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stund, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigal schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er; doch - - horche - - ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kömmst du? Ja! - - doch nein! - - Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O! spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du izt, Geliebter? Be-flügelt Ungeduld nicht deine Füße? Wandelst du izt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! - - Aber izt, gewiß izt, izt trägt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euerm Rücken! Ach ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet, wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist - - ich seh ihn, sei

mir begrüßt! - - Du antwortest nicht? Götter! - - Izt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschete umher! aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer, bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebt von Schluchzen und Seufzen; izt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust und riß die Locken vom Haupt; ach Daphnis! Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verschlinget mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht,

sie trugen sie sanft auf dem Rücken zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eiland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank, und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigal ihrem Gefängnis entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt izt entzückt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber izt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget izt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne izt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gib mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

CHLOE.

Ihr freundlichen Nymphen! die ihr in diesem stillen Felsen wohnet, ihr habt dichtes Gesträuch vor die kühle Oeffnung hingepflanzt, daß stille Ruhe und sanfter Schatten euch erquicke; die ihr diese klare Quelle aus euern Urnen gießet, wenn ihr nicht izt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut oder auf dem nahen Hügel, oder wenn ihr auf euern Urnen schlummert, o dann störe meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nymphen! wenn ihr wachet! Ich liebe - - ach! - - ich liebe den Lycas mit dem gelben Haar! Habt ihr den jungen Hirten nicht gesehn, wenn er seine geflecketen Kühe und die hüpfenden Kälber hier vorübertreibt und hinter ihnen hergehend auf seiner Flöte dem Widerhall ruft? Habt ihr seine blauen Augen, sein sanftes Lächeln nicht gesehn? Oder habt ihr seinen Gesang gehört, wenn er vom frohen Frühling singt oder von der frohen Ernte, oder vom bunten Herbst oder von der Pflege der Herde? Ach! ich liebe den schönsten Hirten; und er weiß es nicht, daß ich ihn liebe. O wie lang warest du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns scheuchest! wie lang ists, seit ich im Herbst ihn das letzte mal sah! Ach! da lag er schlummernd im Busch; wie schön lag er da! wie spielten die

Winde mit seinen Locken! und der Sonnenschein streute schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin. O! ich seh' ihn noch; sie hüpfen auf seinem schönen Gesicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte wie im frohesten Traum. Schnell sammelt ich da Blumen und wand sanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um seine Flöte, und da trat ich zurück; ich will izt warten, sprach ich, bis er aufwacht; wie wird er lächeln; wie wird er sich wundern, wenn er sein Haupt umkränzt sieht und seine Flöte; hier will ichs erwarten; er muß mich wohl sehen, wenn ich hier stehe; und wenn er mich nicht sieht - - dann will ich laut lachen. So sprach ich und stund im nahen Busch, als meine Gespielen mich riefen. O wie war ich böse, ich muß' izt gehen und konnte sein Lächeln nicht und seine Freude nicht sehen, als er sein Haar und seine Flöte bekränzt sah. Wie froh bin ich! Izt kommt der Frühling zurück; izt werd' ich ihn wieder auf den Fluren sehn! Ihr Nymphen! hier will ich Kränze an die Aeste der Gebüsche hängen, die eure Höhle beschatten; es sind die ersten Blumen, frühe Violen und Maiblumen, und gelbe Schlüsselblumen und rötliche Maßlieben und die ersten Blüten. Seid meiner Liebe gewogen; und wenn der Hirt an dieser Quelle schlummert, dann sagt ihm im Traum, daß es Chloe ist, die seine Flöte und sein Haar bekränzt hat; daß es Chloe ist, die ihn liebt.

So sprach Chloe und umhing die noch unbelaubten
Gebüſche mit den erſten Blumen, und ein ſanftes Ge-
räuſch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den
fernen Geſang einer Flöte nachſingt.

MENALCAS und AESCHINES,

DER JÄGER.

Der junge Hirt Menalkas weidete auf dem hohen Gebirge, und er ging tief ins Gebirg, im wilden Hain ein Schaf zu suchen, und im wilden Hain fand er einen Mann, der abgemattet im Busch lag. Ach junger Hirt! so rief der Mann, ich kam gestern auf dies wilde Gebirge, die Rehe und die wilden Schweine zu verfolgen; und ich habe mich verirret und bis izt keine Hütte und keine Quelle für meinen Durst und keine Speise für meinen Hunger gefunden. Der junge Menalkas gab ihm izt Brot aus seiner Tasche und frischen Käs und nahm seine Flasche von der Seite; erfrische dich, so sprach er, hier ist frische Milch, und dann folge mir, daß ich dich aus dem Gebirge führe; und der Mann erfrischete sich, und der Hirt führte ihn aus dem Gebirge.

AESCHINES, der Jäger, sprach izt: Du schöner Hirt! du hast mein Leben gerettet, wie soll ich dich belohnen? komm mit mir in die Stadt, dort wohnt man nicht in strohern Hütten; Paläste von Marmor steigen dort hoch an die Wolken, und hohe Säulen stehen um sie her; du sollst bei mir wohnen und aus Gold trinken und die köstlichen Speisen aus silbernen Schüsseln essen.

MENALKAS sprach: Was soll ich in der Stadt? Ich wohne sicher in meiner niedern Hütte, sie schützt mich vor Regen und rauhen Winden; und stehen nicht Säulen umher, so stehen doch fruchtbare Bäume und Reben umher; dann hol' ich aus der nahen Quelle klares Wasser im irdenen Krug; auch hab ich süßen Most, und dann ess' ich, was mir die Bäume und meine Herde geben; und hab ich nicht Silber und Gold, so streu ich wohlriechende Blumen auf den Tisch.

AESCHINES. Komm mit mir, Hirt! dort hat man auch Bäume und Blumen; dort hat sie die Kunst in gerade Gänge gepflanzt und in schön geordnete Beete gesammelt; dort hat man auch Quellen; Männer und Nymphen von Marmor gießen sie in große marmorne Becken.

MENALKAS. Schöner ist der ungekünstelte schattichte Hain mit seinen gekrümmten Gängen; schöner sind die Wiesen mit tausendfältigen Blumen geschmückt; ich hab auch Blumen um die Hütte gepflanzt, Majoran und Lilien und Rosen; und o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln, oder aus dem Gebüsch von Hügeln fallen und dann durch blumichte Wiesen sich schlängeln! Nein, ich geh nicht in die Stadt.

AESCHINES. Dort wirst du Mädchen sehen in seidenem Gewand, von der Sonne unbeschädigt, weiß wie Milch, mit Gold und köstlichen Perlen geschmückt;

und die schönen Gesänge künstlicher Saitenspieler entzücken da dein Ohr.

MENALKAS. Mein braunes Mädchen ist schön; du solltest sie sehen, wenn sie mit frischen Rosen und einem bunten Kranz sich schmückt; und o wie froh sind wir, wenn wir bei einer rauschenden Quelle im schattichten Busch sitzen! sie singt dann; o wie schön singt sie! und ich begleite ihren Gesang mit der Flöte; unser Gesang tönt dann weit umher, und die Echo singet uns nach; oder wir behorchen den schönen Gesang der Vögel, die von den Wipfeln der Bäume und aus den Gebüschern singen. Oder singen eure Saitenspieler besser als die Nachtigall oder die liebliche Grasmücke? Nein, nein ich geh nicht mit dir in die Stadt.

AESCHINES. Was soll ich dir denn geben, Hirt? Hier nimm die Hand voll Gold und dies goldne Hüft-horn.

MENALKAS. Was soll mir das Gold? Ich habe Ueberfluß. Soll ich mit dem Golde die Früchte von den Bäumen kaufen oder die Blumen von den Wiesen? oder soll ich die Milch von meiner Herde kaufen?

AESCHINES. Was soll ich dir denn geben, glücklicher Hirt? Womit soll ich deine Guttat belohnen?

MENALKAS. Gib mir die Kürbisflasche, die an deiner Seite hängt; mir deucht, der junge Bacchus ist

darauf gegraben und die Liebesgötter, wie sie Trauben in Körben sammeln. Und der Jäger gab ihm freundlich lächelnd die Flasche; und der junge Hirt hüpfte vor Freuden, wie ein junges Lamm hüpfte.



PHILLIS, CHLOE.

PHILLIS.

Du Chloe! immer trägst du dein Körbchen am Arm.

CHLOE. Ja, Phillis! ja! immer trag' ich das Körbchen am Arm; ich würd' es nicht um eine ganze Herde geben; nein, ich würd' es nicht geben, sprach sie, und drückt' es lächelnd an ihre Seite.

PHILLIS. Warum, Chloe! warum hältst du dein Körbchen so wert? Soll ich raten? Sieh! du wirst rot, soll ich raten? - - -

CHLOE. Hu - - - rot?

PHILLIS. Ja! wie wenn einem das Abendrot ins Angesicht scheint.

CHLOE. Hu! Phillis! - - - ich will dirs sagen: Der junge Amyntas hat mirs geschenkt, der schönste Hirt; er hat es selbst geflochten. Ach! sieh wie nett, sieh wie schön die grünen Blätter und die roten Blumen in das weiße Körbchen geflochten sind; und ich halt es wert, wo ich hingehe, da trag ichs am Arm; die Blumen dünken mich schöner, sie riechen lieblicher, die ich in meinem Körbchen trage, und die Früchte sind süßer, die ich aus dem Körbchen esse. Phillis - - doch was soll ich alles.

sagen? - - Ich - - ich hab's schon oft geküßt. Er ist doch der beste, der schönste Hirt.

PHILLIS. Ich hab es ihn flechten gesehen; wüßtest du, was er da zu dem Körbchen sprach! Aber Alexis, mein Hirt, ist eben so schön; du solltest ihn singen hören! Ich will das Liedchen dir singen, das er gestern mir sang.

CHLOE. Aber, Phillis! Was hat Amyntas zum Körbchen gesagt?

PHILLIS. Ja, ich muß erst das Liedchen singen.

CHLOE. Ach! - - - Ist es lang?

PHILLIS. Höre nur: „Froh bin ich, wenn das Abendrot am Hügel mich bescheint! Doch, Phillis! froher bin ich noch, wenn ich dich lächeln seh. So froh geht nicht der Schnitter heim, wenn er die letzte Garb' in seine volle Scheune trägt, als ich, wenn ich von dir geküßt, in meine Hütte geh.“ So hat er gesungen.

CHLOE. Ein schönes Lied! Aber, Phillis! Was sprach Amyntas zum Körbchen?

PHILLIS. Ich muß lachen. Er saß am Sumpf im Weidenbusch; und indes daß seine Finger die grünen und die braunen und die weißen Ruten flochten, indes - -

CHLOE. Nun denn, warum schweigst du!

Indes, fuhr Phillis lächelnd fort, indes, sprach er: du Körbchen! dich will ich Chloen schenken, der schönen Chloe, die so lieblich lächelt. Da sie gestern die Herde

bei mir vorbeitrieb, sei mir begrüßt, Amyntas! sprach sie, und lächelte so freundlich, so freundlich, daß mir das Herz pochte. Schmiegt euch gehorsam, ihr bunten Ruten! und zerbrechet nicht unter dem Flechten; ihr sollt dann an der liebsten Chloe Seite hangen. Ja! wenn sie es wert hält; o wenn sie es wert hielte! wenn sie es oft an ihrer Seite trüge! So sprach er, und indes war das Körbchen gemacht, und da sprang er auf und hüpfte, daß es ihm so wohl gelungen war.

CHLOE. Ach! ich geh. Dort hinter jenen Hügel treibt er seine Herde, ich will bei ihm vorbeigehn; sieh, will ich sagen, sieh, Amyntas! ich habe dein Körbchen am Arm.

TITYRVS, MENALKAS.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas am mildern Sonnenstrahl und sah durch die herbstliche Gegend hin, sanft staunend, als Tityrus, sein jüngster Sohn, unbemerkt schon lang an seiner Seite stund; voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lang mit stiller Freude auf den Vater herunter. Vater! sprach er izt mit sanften Worten: Wie süß muß dein Entzücken sein! Lange schon seh ichs, wie dein Blick die herbstliche Gegend durchwandelt und höre dein Seufzen. Vater! gewähre mir izt eine Bitte.

MENALKAS. Sage deine Bitte, mein Lieber! und setze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küsse; und Tityrus setzte sich an seine Seite, und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. Vater! so fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein ältester Bruder; denn oft, wenn wir im Schatten bei der Herde sitzen, dann reden wir von dir, und dann fließen uns Tränen von den Augen, Freudentränen. Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den besten Sänger genannt, und manche Ziege habest du im Wettgesange gewonnen. O wolltest du es versuchen, mir izt ein Lied zu singen; izt da die herbstliche Gegend dich entzückt. Gewähre mir, Vater! gewähre mir diese Bitte.

Sanft lächelnd sprach izt Menalkas: Ich will es versuchen, ob mich die Musen noch lieben, die so oft den Preis mir ersingen halfen; ich will ein Lied dir singen.

Izt durchlief sein Blick noch einmal die Gegend; und izt hub er an:

Höret mich, Musen! höret mein heiseres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laßt mir dies Lied gelingen, mir grauen Greisen!

Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir izt mir zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehn die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her; gelb stehn die Aepfel- und die Birnenbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Rot des Kirschbaums durchmischet. Der herbstliche Hain ist bunt wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein rötlichtes Gemische zieht von dem Berg sich ins Tal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernsthaft irren die Herden auf welkem blumenlosen Gras; nur steht die rötlichte Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Izt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben und kühlenden Schatten dem Hirt und der Herde. O! So gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen und

erquickenden Schatten über den Notleidenden gestreut. Denn, Sohn! der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen und bei seiner Scheune. O Sohn! wer redlich ist und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trüglichen Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehen. Ihm singet die Eule nicht banges Unglück und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnt sicher und ruht unter seinem friedlichen Dach, die freundlichen Hausgötter sehen des Redlichen Geschäfte und hören seine freundlichen Reden und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tage im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht, wenn Zeus unter eine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet. Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet ihr Sturmwinde! schonet des herbstlichen Schmuckes; laßt sanftere Winde spielend das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wieder kömmst, schöner Herbst! vielleicht seh ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis, und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

DIE ERFINDUNG DES SAIENSPIELS UND DES GESANGES.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden; Freudentränen begrüßten das Morgenrot und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendrot und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sei; denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Tiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet; dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor, ein Dach von Schilf und Tannästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten und über ihr, in den dichtbelaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehen, wie sie im Tau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen izt von ihren Lippen, harmonischer als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre

liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger, so sprach sie mit singenden Worten, wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Tön' entgegen singen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegt' ihre Worte sich harmonisch in süß tönendem Maß nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort, wie glänzt die Gegend umher im Tau! Wo bist du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Izt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie izt, die neue Kunst zu üben, in den Hain; aber ein Jüngling hatte sie lange schon in dem Hain behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch und seufzt und ging tiefer in den Hain und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einstmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst den Bogen zu führen erfunden, um die Raubvögel zu töten, die seine Tauben ihm

raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen herauf seufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudentränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann! dann sitzt Schwermut in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen herauf seufzt? Indes spielte seine Hand mit der angespanneten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er und dacht' eine neue Erfindung zu entwickeln tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespanneten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber izt sprang er auf und fing an Stäbe zu schneiden, zween lange Stäbe und zween kürzere, und die zween kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zween längern Stäbe, und spannte, zwischen den zween längern, Saiten an die kürzern fest. Izt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe; und izt hub er an zu spielen und vor Freude zu hüpfen.

Izt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die

neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er von dem Mädchen im Hain gehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lang umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sei im Hain ihm erschienen und habe die Saiten der Leier harmonisch geordnet und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenrot sucht' er izt das Mädchen im Hain und lernte neue Lieder und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leier sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da und sang! Sei begrüßt, liebliche Sonne hinter dem Berg hervor! schon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen und - - Izt schwieg sie und sah aufmerksam umher; welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? So rief sie erstaunt, sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? - - Warum schweigest du Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinde die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! so sprach sie und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder - - diese Stimme hab ich noch nie

im Hain gehört; wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum? Ich will noch ein Lied singen: Seid willkommen, liebliche Blümchen umher! gestern waret ihr Knospen, izt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte und die sumsenden Bienen und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her und trinket euern Tau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Izt stund sie schüchtern auf; nein, ich habe mich nicht betrogen, jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme; kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören; und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen; und glaube, Mädchen! mich hats ein Gott im Hain gelehrt. Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin und ruhte dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachkend sie anblickte, wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest,

mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Izt sah das Mädchen auf. Jüngling! so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es sein als der Wiederhall! und izt komm mit mir unter mein schattichtes Dach; denn die Mittagssonne brennet schon, ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmal dir auftischen und frische süße Milch.

Izt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach, und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zween Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

DER FAUN.

Nein, für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beim Morgenrot aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die schönste Nymph' entfloh', haß ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Efeukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuß soll sie, noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll - - und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun, er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. Du rasest, du, rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Lyeens Fest! Schnell wind' einen Efeukranz um deine Hörner und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahr!

Nein für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! Bis ich sie finde, soll kein Efeukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh'; sie floh' bis an den Fluß, der ihren Lauf izzt hemmte; unentschlossen stund sie da; ich bebte schon vor Freude; schon glaubt' ich, das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Fluß erhoben und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andre Ufer schwammen. Ich schwöre beim Styx! Bis ich sie

wieder finde, soll kein Kranz von Efeu um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir, so sagt der andre Faun, o ich muß lachen! und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage! Mir, Faun! mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen, nein, keine trübe Stunde! Versagt mir diese den Kuß, dann hüpf' ich zu der andern hin; ich schwör es dir, Faun! Meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Fest; ich will sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein großes schwarzes Aug, und dein Haar kräußt sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildesten Busch. Laß dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schoß, laß dich kränzen! Ich höre schon fernher ein wildes Geräusche von Tyrsusstäben und Trommeln und Flöten! Bücke dich her, das Geschrei kommt schon nahe; schon kommen sie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Wagen ziehn! o Lyeus! sieh die Faunen, die Nymphen, wie sie hüpfen! welch ein Getöse von Tyrsusstäben und Klapperschalen und Flöten! O Evan Evoe! - - du bist bekränzt; schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter; o Evan Evoe!

DER FESTE VORSATZ.

Wohin irrt mein verwundeter Fuß, durch Dornen und dicht verwebte Sträucher? Himmel! welch schauerndes Entzücken! Die rötlichten Stämme der Fichten und die schlanken Stämme der Eichen steigen aus wildem Gebüsch hervor und tragen ein trauriges Gewölb über mir. Welche Dunkelheit, welche Schwermut zittert ihr von schwarzen Ästen auf mich! Hier will ich mich hinsetzen an den hohlen vermoderten Eichstamm, den ein Netz von Efeu umwickelt; hier will ich mich hinsetzen, wo kein menschlicher Fußtritt noch hingedrungen ist, wo niemand mich findet, als ein einsamer Vogel oder die sumsenden Bienen, die im nahen Stamm ihren Honig sammeln; oder ein Zephir, der in der Wildnis erzogen, noch an keinem Busen geflattert hat. Oder du, sprudelnder Bach! wohin rauschest du, an den unterhöhlten Wurzeln und durch das wilde Gewebe von Gesträuchen? ich will deinen Wellen folgen; vielleicht führst du mich ödern Gegenden zu. Himmel! welche Aussicht breitet sich vor meinem Aug' aus! Hier steh' ich an dem Saum einer Felsenwand und seh' ins niedere Tal; hier will ich mich auf das zerrissene überhangende Felsenstück setzen, wo der Bach stäubend in den dunkeln Tannenwald herunter sich stürzt, und rauschet, wie wenn es fernher donnert. Dürres Gesträuch hängt von dem Felsen-

stück traurig herunter, wie das wilde Haar über die menschenfeindliche Stirne des Timons hängt, der noch kein Mädchen geküßt hat. Ich will in das Tal hinunter steigen und mit traurig irrendem Fuß da wandeln, ich will an dem Fluß wandeln, der durch das Tal schleicht. Sei mir gegrüßt, einsames Tal, und du Fluß, und du schwarzer Wald! hier auf deinem Sand, o Ufer! will ich izt irren; einsiedlerisch will ich in deinem Schatten ruhen, melancholischer Wald! Leb' izt wohl, Amor! dein Pfeil wird mich hier nicht finden; ich will nicht mehr lieben und in einsamer Gegend weise sein. Lebe wohl, du braunes Mädchen! das mit schwarzen Augen mir das Gift der Liebe in mein bisher unverwahrtes Herze geblitzt hat. Lebe wohl; noch gestern hüpfstest du froh im weißen Sommerkleid um mich her, wie die Wellen hier im Sonnenlicht hüpfen; und du, blondes Mädchen! lebe wohl! dein schmachsender Blick - - - ach! zu sehr, zu sehr hast du mein Herz bemeistert, und dein schwellender Busen - - - ach! ich fürchte, ich werd' ihn hier oft in einsamen traurigen Betrachtungen sehen und seufzen. Lebe wohl, majestätische Melinde, mit dem ernsten Gesicht wie Pallas und mit dem majestätischen Gang; und du, kleine Chloe, die du mutwillig nach meinen Lippen aufhüpfstest und mich küßttest; in diese Gegenden will ich izt fliehen und in ernsten Betrachtungen unter diesen Fichten mich lagern und die Liebe verlachen; in melancholischen

Gängen von Laub will ich irren, und - - Aber - - Himmel!
was entdeckt mein Aug' am Ufer im Sand! ich zittre,
ach - - der Fußtritt eines Mädchens; ach, - - wie klein, wie
nett ist der Fuß! - - ernste Betrachtung! Melancholie!
ach wo seid ihr? - - wie schön war ihr Gang! ich folg'
ihr - - Ach Mädchen, ich eile, ich folge deiner Spur!
Ach! wenn ich dich fände, in meinen Arm würd' ich dich
drücken, und dich küssen! Flieh' nicht mein Kind, will
ich sagen, oder flieh' wie die Rose flieht, wenn ein Zephir
sie küßt, sie biegt sich vor ihm weg, und kommt lächelnd
zu seinen Küssen zurück.

DER FRÜHLING.

Welche Symphonie, welch heilig Entzücken, jagt mir den gaukelnden Morgentraum weg? Ich seh', o himmlische Freude! ich seh' dich lachenden Jüngling, dich Lenz! Aurora im Purpurgewand führt dich im Osten herauf; der frohe Scherz, das laute Gelächter, und Amor, schon lächelt er hin nach den Büschen und Fluren, den künftigen Siegen entgegen, und schwingt den scharfgespannten Bogen und schüttelt den Köcher; auch die Grazien mit umschlungenen Armen begleiten dich, fröhlicher Lenz! Auf den glänzenden Strahlen der Morgensonne kommt ihr daher; die Vögel schwärmen froh in dem rötlichten Sonnenstrahl, euch mit Gesängen einzuholen. Voll Ungeduld drängen sich die jungen Rosen aus der Knospe; jede will die erste mit offenem Schoß und lieblichen Gerüchen dir entgegenlachen. Die Zephire verkündigen euch gaukelnd; sie hüpfen vom Hügel ins Tal und schwärmen durch Büsche und Wälder und lachen schalkhaft, wenn sie die Örter vorbeihüpfen, wo sie dem liebenden Schäfer die horchende Spröde im Busche verraten oder schalkhaft beim Reihentanz die hüpfenden Mädchen schamrot gemacht; sie hüpfen zerstreut durch Gebüsch und Wälder und lispeln den schlafenden Nymphen und den Faunen in den Grotten eure Ankunft zu. Sie springen taumelnd hervor, die

geißfüßigten Satyrn und die Faune, und rufen den fröhlichen Nymphen mit frohem Geschrei und mit der vielröhrichten Pfeife. Die Nymphen der Bäche öffnen ihre Krüge wieder, die sie im Winter verschlossen, und gießen sprudelnde Bäche zwischen Bäume unter grünen Gewölben von Ästen hervor oder von buschigten Hügeln herunter in manchem rauschenden Fall; sie schlängeln sich durch Fluren und sammeln sich in Büschen und Hainen zu glatten Seen und umfassen da oft die zarten Glieder badender Mädchen.

Komm, Lenz! komm Stifter der Freude! Du herrschtest, Lenz! als unser wankendes Schiff, ihr Brüder! die glatte See durchschwamm; eine Schar silberner Wellen umhüpfte uns, frohe Zephire gaukelten mit ihnen und jagten sie um das Schiff her, wenn sie mutwillig an selbigem aufhüpften und klatschten; sie jagten sie vom Schiff ans schattichte Ufer, wo der Widerhall uns nachlachte; sie flohen in das winkende Schilf und hüpfen dann wieder ans Schiff; da kröntet ihr mich, Brüder! mit Rebschossen am Ufer zum König; da war Freud' und Entzücken in unsrer Mitte. Auch da herrschte der Lenz, ihr Brüder! als wir auf jenes Berges erhabenem Rücken eine Hütte von grünen Zweigen uns bauten, in deren Schatten wir, ins Grüne gestreckt, tranken und uns umarmend frohe Lieder sangen; die Waldgötter behorchten uns und sangen leise die Lieder uns nach; igt singen sie

die Lieder in den Hainen und Klüften des Bergs, beim Tanz und beim vollen Krug.

Eile, Lenz! beblüme die Triften und belauge den Wald, das Gebüsch und die Lauben. Bacchus und Silen und sein Gefolge lachen dir entgegen; denn wo lacht man froher als im grünen Schatten der Lauben? Amor besucht ihn oft, den fröhlichen Bacchus, im kühlen Schatten der Lauben; auch die Musen besuchen ihn; denn er liebet Gesänge. Bacchus singt dann und erzählt und lacht, daß das Reblaub, das umkränzend sein halbes Gesicht beschattet, aufhüpft. Er erzählt bei voller Schale seine Reisen durch das entfernte Indien, und wie er die braunen Nationen besiegt, und wie er im Raubschiff als Kind die Räuber in Delphine verwandelt, und Reben und Efeu um Mastbaum und Ruder sich winden und süßen Wein habe sprudeln lassen; dann leert er die Schale und lacht und erzählt wieder, wie er die Rosen geschaffen. Ich wollt' eine junge Nymphe umfassen, so sagt' er, das Mädchen flog mit leichten Füßen über die Blumen weg und lachte schalkhaft zurück, wenn es mit unsicherm Fuß mich hinter sich her taumeln sah; ich hätte beim Styx das Mädchen nicht erreicht, wenn nicht ein zackichter Dornbusch sich in sein fliegend Gewand gewickelt hätte; ich lief froh zu dem Mädchen hin und klatscht' ihm freundlich die Wangen und sagte: Mädchen! sei nicht so blöde, ich bin Bacchus, der Gott des Weins und der Freude,

der ewige Jüngling; da ließ sich das Mädchen voll Ehrfurcht küssen. Da belohnt' ich den Dornbusch, ich berührt' ihn mit meinem Stab und hieß Blumen wachsen, so lieblich rot, als des Mädchens Wangen, da es sich schämte; da wuchsen die Rosen.

Pan lehnt sich auf das moosichte Polster und legt aufmerksam sein Haupt, mit Tannreisern bekränzt, auf den unterstützenden Arm; du warst glücklicher, Bacchus! als ich, da ich die Sirinx verfolgte; da hast du mich heftig verwundet, so sagt er zum Amor, der izt des Streiches noch lacht; sie ward in Rohre verwandelt; dann sieht er traurig nach der siebenröhrichten Pfeife, dann nach dem Becher und trinkt den Gram weit von sich. Auch Amor erzählt seine Siege, und wie er die Spröden gebändigt. Ach! wie entzückt werd' ich sein, braunes Mädchen! wenn er einst von dir ein Siegeslied singt!

ALS ICH DAPHNEN AUF DEM SPAZIERGANG ERWARTETE.

Sie kommt noch nicht, die schöne Daphne! Hier will ich ins Gras mich hinlegen und sie erwarten, hier an der Quelle. Indes will ich die Gegend umher betrachten und mein Verlangen täuschen. Du hoher, schwarzer Tannenhain, der du die pfeilgeraden, rötlichen Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten emporhebst, hohe schlanke Eichen, und du Fluß, der du mit majestätischem Silberglanz hinter jenen grauen Bergen hervorraschst, nicht euch will ich izt sehen, izt sei das Gras um mich her meine Gegend. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle, durch die Wasserkressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her und machest sie wanken; von beiden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischt, sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölb und glänzet im vielfarbichten Widerschein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hinsehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün von der Sonne beschienen! Sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Ästen und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor

und tragen wankende Blumen. Aber du, blaue Viole, du Bild des Weisen, du stehst bescheiden niedrig im Gras und streust Gerüche umher, indes daß geruchlose Blumen hoch über das Gras emporstehen und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten im Gras, bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder im Sonnenschein, oder sie fliegen zu Scharen empor und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wiegt sich dort an der Quelle? So schön und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling fliegt empor und läßt das wankende Gräschen zurück. Izt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt, auf glänzend roten Flügeln vorbei und setzt sich, zu seinem Gatten vielleicht, auf die nahe Glockenblume. Rausche sanft, du rieselnde Quelle, erschüttert nicht die Blumen und das Gras ihr Zephire! Trüg' ich mich oder hör' ich den zartesten Gesang? Ja, sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Konzert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehen. Was für ein liebliches Summen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen so? Ein Schwarm kleiner Bienen ist's; sie flogen fröhlich aus, aus ihrer fernen Wohnstatt und zerstreuten sich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerksam wählend sammeln sie die gelbe Beute und kehren

zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachsuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen, oder sie graben sich mühsam hinein in die noch nicht offenen Blumen, die Blume schließt sich wieder und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Tau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Kleeblume setzt sich ein kleiner Schmetterling, er schwingt seine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber stehen kleine purpurne Flecken und ein goldener Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne. Da sitzt er prächtig und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin und sieh' da deine schöne Gestalt; dann gleichst du der schönen Belinde, die beim Spiegel vergißt, daß sie mehr als Schmetterling sein sollte; ihr Kleid ist nicht so schön wie deine Flügel, aber gedankenlos ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephire? Sich haschend wälzen sie sich durch das Gras hin, wie ein sanfter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, so durchwühlen sie das rauschende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und sehen in die Verwüstung hinunter, izt ruhen sie wieder, die Zephire,

und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

Aber, o! könnt ich mich izt verbergen! Bedeckt mich, ihr Blumen! Dort geht der junge Hyazinthus vorüber im schönen goldenen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin und pfeift; sie mag ihn anlächeln, für ihn ist das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die schöne Welt beim Spieltische sich sammelt; da wird sein Kleid Augen von feinerem Geschmack besser entzücken als ein glühendes Abendrot. Wie wird er lachen, wenn er mich sieht, fern von der feinen Welt bei den Würmern im Grase kriechen! Aber verzeihen Sie, Hyazinthus, wenn ich so dumm bin, ihrem schönen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzusehen; denn hier an diesem Gräschen läuft ein Würmchen empor, seine Flügel sind grünlichtes Gold und wechseln prächtig die hellen Farben des Regenbogens. Verzeihen Sie, Hyazinthus, verzeihen Sie der Natur, die einem Wurm ein schöner Kleid gab, als keine Kunst ihnen liefern kann, Ihnen, der doch so ausnehmenden Witz hat, Gewissen und Religion dem dummen Pöbel zu überlassen.

Aber izt kommt sie, die schöne Daphne! Ich eile izt an ihre Seite, ihr Blumen, und ihr, ihr kleinen Bewohner; aber noch oft sollt ihr mir das sanfte Entzücken gewähren, das Entzücken, auch in der kleinsten Verzierung der

Natur die Harmonie mit der Schönheit und dem Nutzen ins Unendliche hin in unauflöslicher Umarmung zu sehen. Sie kommt, sie ist schon nahe, die schöne Daphne; wie ihr leichtes, grünes Gewand flattert! Wie lächelt ihr Mund, wie schön ist ihr Auge! Aber sie würden für mich nicht schön sein, verrieten sie nicht die schön-denkende Seele und das edelste Herz.

DER WUNSCH.

Dürft' ich vom Schicksal die Erfüllung meines einigen Wunsches hoffen; denn sonst sind meine Wünsche Träume, ich wache auf und weiß nicht, daß ich geträumt habe, es sei denn ein Wunsch für andrer Glück; dürft' ich vom Schicksal dieses hoffen, dann wünscht' ich mir nicht Ueberfluß, auch nicht über Brüder zu herrschen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O, könnt' ich unbekannt und still, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fallstricke gewebt sind, wo Sitten und Verhältnisse tausend Torheiten adeln, könnt' ich in einsamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Landhaus, beim ländlichen Garten, unbeneidet unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nußbäume stünde dann mein einsames Haus, vor dessen Fenstern kühle Winde und Schatten und sanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Platz eingezäunt, in dem eine kühle Brunnquelle unter dem Traubengeländer rauschet, an deren abfließendem Wasser die Ente mit ihren Jungen spielte, oder die sanften Tauben vom beschatteten Dach herunter flögen und nickend im Gras wandelten, indes daß der majestätische Hahn seine glucksenden Hennen im Hof umher führt; sie würden dann auf mein bekanntes

Locken herbei flattern ans Fenster und mit schmeicheln-dem Gewimmel Speise von ihrem Herrn fordern.

Auf den nahen schattenreichen Bäumen würden die Vögel in ungestörter Freiheit wohnen und von einem Baum zum andern nachbarlich sich zurufen und singen. In der einen Ecke des kleinen Hofes sollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen stehn, denn ihr nützlicher Staat ist ein liebliches Schauspiel. Gerne würden sie in meinem Anger wohnen, wenn wahr ist, was der Landmann sagt, daß sie nur da wohnen, wo Fried' und Ruhe in der Wirtschaft herrscht. Hinten am Hause sei mein geraumer Garten, wo einfältige Kunst den angenehmen Phantasien der Natur mit gehorsamer Hilfe beisteht, nicht aufrührerisch sie zum dienstbaren Stoff sich macht, in groteske Bilder sie zu schaffen. Wände von Nußstrauch umzäunen ihn, und in jeder Ecke steht eine grüne Hütte von wilden Rosinen; dahin würd' ich oft den Strahlen der Sonn' entweichen, oder sehen, wie der braune Gärtner die Beete umgräbt, um schmackhafte Garten-gewächse zu säen; oft würd' ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch seinen Fleiß zur Arbeit gelockt, um selbst umzugraben, indes daß er neben mir stünde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hül' ihm die flatternden Gewächse an Stäben aufbinden oder der Rosenstauden warten und der zerstreuten Nelken und Lilien.

Außen am Garten müßt' ein klarer Bach meine grasreiche Wiese durchschlängeln; er schlängelte sich dann durch den schattichten Hain fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmischt, die mein sorgsamer Fleiß selbst bewachte. Ich würd' ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich sich sammeln lassen, und in des Teiches Mitte baut' ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Insel; zöge sich dann noch ein kleiner Rebberg an der Seite in die offene Gegend hinaus und ein kleines Feld mit winkenden Ähren, wäre der reichste König dann gegen mich beneidenswert?

Aber fern sei meine Hütte von dem Landhaus, das Dorantes bewohnt, ununterbrochen in Gesellschaft zu sein. Bei ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegten wird, und was Mops täte, wenn er König der Briten wäre; und bei wohl bedeckter Tafel werden die Wissenschaften beurteilt und die Fehler unsers Staats, indes daß majestätischer Anstand vor der leeren Stirne schwebt. Weit von Oronten weg sei meine einsame Wohnung; fernher sammelt sich Wein in seinen Keller; die Natur ist ihm nur schön, weil niedliche Bissen für ihn in der Luft fliegen oder den Hain durchirren oder in der Flut schwimmen. Er eilt auf das Land, um ungestört rasen zu können; wie bang ist man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede Tat bemerkt! Dir begegne nie, daß ein einsamer Tag bei dir allein

dich lasse, eine unleidliche Gesellschaft für dich, vielleicht entwischt dir ein schauernder Blick in dich selbst. Aber nein, gepeinigte Pferde bringen dir schnaubend ihre unwürdigen Lasten, sie springen fluchend von dem unschuldigen Tier; Tumult und Unsinn und rasender Witz begleiten die Gesellschaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rausch endet die tobende Szene. Noch weiter von dir, hagerer Harpax! dessen Türe hagre Hunde bewachen, die hungernd dem ungestüm abgewiesenen Armen das betränte Brot rauben. Weit umher ist der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner; nur selten steigt der dünne Rauch von deinem umgestürzten Schornstein auf; denn solltest du nicht hungern, da du deinen Reichtum dem weinenden Armen raubest!

Aber wohin reißt mich ungestümer Verdruß! Kommt zurück, angenehme Bilder, kommt zurück, und heitert mein Gemüt auf! Führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus steht! Der fromme Landmann sei mein Nachbar in seiner braunen beschatteten Hütte! Liebreiche Hilfe und freundschaftlicher Rat machen dann einen dem andern zum freundlich lächelnden Nachbar; denn was ist seliger als geliebt zu sein, als der frohe Gruß des Mannes, dem wir Gutes getan?

Wenn den, der in der Stadt wohnt, unruhiges Getümmel aus dem Schlummer weckt, wenn die nachbarliche Mauer der Morgensonne liebliche Blicke verwehrt, und

die schöne Szene des Morgens seinem eingekerkerten Auge nicht vergönnt ist, dann würd' eine sanfte Morgenluft mich wecken und die frohen Konzerte der Vögel. Dann flög' ich aus meiner Ruhe und ging Auroren entgegen auf blumichte Wiesen oder auf die nahen Hügel und säng' entzückt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzückt mehr als die schöne Natur, wenn sie in harmonischer Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schönheiten verwindet? Zu kühner Mensch! Was unterwindest du dich, die Natur durch weither nachahmende Künste zu schmücken? Baue Labyrinth von grünen Wänden und laß den gespitzten Taxus in abgemessener Weite empor stehn; die Gänge sein reiner Sand, daß kein Gesträuchchen den wandelnden Fußtritt verwirre; mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain, ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schönheit geordnet, die unsere Seele voll sanften Entzückens empfindet.

Oft würd' ich bei sanftem Mondschein bis zur Mitternacht wandeln, in einsamen frohen Betrachtungen über den harmonischen Weltbau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch besucht' ich den Landmann, wenn er beim furchenziehenden Pflug singt, oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn sie ihre ländlichen Lieder singen

und hörte ihre frohen Geschichten und ihren munteren Scherz; oder wenn der Herbst kommt und die Bäume bunt färbt, dann würd' ich die gesangvollen Wein Hügel besuchen, wenn die Mädchen und die Jünglinge im Rebhain lachen und die reifen Trauben sammeln. Wenn der Reichtum des Herbstes gesammelt ist, dann gehen sie jauchzend zu der Hütte zurück, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tönt; sie sammeln sich in der Hütte, wo ein frohes Mahl sie erwartet. Der erste Hunger ist gestillt, igt kommt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indes daß der freundliche Wirt die Weinflaschen wieder auffüllt und zur Freude sie aufmahnt. Kunz erzählt igt, wie er große Reisen getan hat bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuser gesehen, noch größer und schöner als die Kirch' im Dorf, und wie einen Herrn sechs schöne Rosse in einem gläsernen Wagen gezogen haben, schöner als das beste, das der Müller im Tal hat, und wie die Bauern da mit grünen spitzen Hüten gehn. So erzählt er vieles, indes daß der junge Knecht, aufmerksam den offenen Mund auf die unterstützende Hand gelehnt, bald vergessen hätte, daß sein Mädchen an seiner Seite sitzt, hätte sie ihn nicht lachend in die Wange gekneipt. Dann erzählt Hans, wie seinen Nachbar ein Irrwisch verfolgt hat, und wie er ihm auf den Korb gesessen, er hätt' ihn bis unter die Dachrinne verfolgt, wenn er nicht eins geschworen hätte. Aber

izt gehen sie aus der Hütte, um beim Mondschein zu tanzen, bis die Mitternacht sie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit frostigem Regen oder der herbe Winter oder die schwüle Hitze des Sommers den Spaziergang mir verböten, dann würd' ich ins einsame Zimmer mich schließen; mich unterhielte da die edelste Gesellschaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts; die großen Geister, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegossen haben; edle Gesellschaft, die unsre Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Weltteilen. Der deckt mir die Geheimnisse der Natur auf und führt mich in ihre geheime Werkstatt; der würde mich die Ökonomie ganzer Nationen lehren und ihre Geschichte, die Schand' und die Ehre des Menschengeschlechts. Der lehrt mich die Größe und die Bestimmung unsrer Seele und die reizvolle Tugend; um mich her stünden die Weisen und die Sänger des Altertums; ihr Pfad ist der Pfad zum wahren Schönen, aber nur wenige wagen sich hin, das blöde Haupt macht Tausende schwindlicht zurückgehn, auf eine leichtere Bahn voll Flittergold und geruchloser Blumen. Soll ich die wenigen nennen? Du schöpfrischer Klopstock! und du Bodmer! der du mit Breitingen die Fackel der Kritik aufgesteckt hast, den Irrlichtern entgegen, die in Sümpfe oder dürre Einöden verführen. Und du Wieland! (oft

besucht deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimsten Kammern und bildet ihn zu reizenden Grazien,) oft sollen eure Lieder in heiliges Entzücken mich hinreißen. Auch du malerischer von Kleist! sanft entzückt mich dein Lied, wie ein helles Abendrot; zufrieden ist dann mein Herz und still wie die Gegend beim Schimmer des Mondes. Auch du Gleim! wenn du die lächelnden Empfindungen unsers Herzens singest und unschuldigen Scherz -- Doch sollt' ich euch alle nennen, ihr wenigen? Die verwöhnte Nation mißkennt euern Wert, euch zu schätzen ist einer bessern Nachwelt vorbehalten.

Auch ich schreibe dann oft die Lieder hin, die ich auf einsamen Spaziergängen gedacht, im dunkeln Hain oder beim rauschenden Wasserfall oder im Traubengeländer beim Schimmer des Mondes. Oder ich sähe im Kupferstich, wie große Künstler die Natur nachgeahmt haben, oder ich versucht' es selbst, ihre schönen Auftritte auf dem gespannten Tuch nachzuschaffen.

Zuweilen störte mich ein lautes Klopfen vor meiner Türe. Wie entzückt wär' ich, wenn ein Freund beim Eröffnen in die offenen Arme mir eilte! Oft fänd' ich sie auch, wenn ich vom Spaziergang zurück der einsamen Hütte mich näherte, einzeln oder in Truppen mir entgegengrüßen. Gesellschaftlich würden wir dann die schönsten Gegenden durchirren, unter mannigfaltigen

Gesprächen, oft ernsthafter, oft froher, mit freundschaftlichem Entzücken und munterm Scherzen vermischt, würden die Stunden uns zu schnell vorbei hüpfen. Hunger würde die Kost uns würzen, die mein Garten mir gäbe und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden sie bei der Rückkunft unter einem Traubengeländer oder in der schattigen Hütte im Garten aufgetischt. Oft auch saßen wir beim Mondschein in der Laube, beim bescheidenen Kelchglas, bei frohen Liedern und munterm Scherz; es wäre denn, daß der Nachtigall melancholisches Lied uns aufmerken hieße.

Aber, was träum' ich? Zu lang, zu lang schon hat meine Phantasie dich verfolgt, dich, eiteln Traum! Eiteler Wunsch! Nie werd' ich deine Erfüllung sehen. Immer ist der Mensch unzufrieden; wir sehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glück, aber Labyrinth versperren den Zugang; und dann seufzen wir hin und vergessen, das Gute zu bemerken, das jedem auf der angewiesenen Bahn des Lebens beschert ist! Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser und glücklich, der willig die Stell' ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du bist unser Glück; du streust Freud' und Seligkeit in jedem Stand auf unsre Tage. O, wen soll ich beneiden, wenn ich durch dich beglückt die Laufbahn meines Lebens vollende? Dann sterb' ich froh, von Edeln be-

weint, die mich um deinetwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! Wenn ihr beim Hügel meines Grabes vorbei geht, dann drückt euch die Hand, dann umarmet euch. Hier liegt sein Staub, sagt ihr, des Redlichen! aber Gott belohnt seine Bemühung, glücklich zu sein, izt mit ewigem Glück; bald aber wird unser Staub auch da liegen, und dann genießen wir mit ihm das ewige Glück. Und du, geliebte Freundin, wann du beim Hügel meines Grabes vorüber gehest, wann die Maßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann steig' eine Träne dir ins Auge; und ist's den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die stillen Haine zu besuchen, wo wir oft in seligen Stunden unsrer Seele große Bestimmung dachten, und unsre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umschweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einsam nachdenkest, wird ein sanftes Wehen deine Wangen berühren; dann gehe ein sanftes Schauern durch deine Seele!

DER ERSTE SCHIFFER.

IN ZWEEN GESÄNGEN.

ERSTER GESANG.

Manch kummervolles Jahr war schon vorübergegangen seit jener schrecklichen Nacht, da Mylons Hütte auf ihrem kleinen Vorgebirge durch die wühlende Flut weit von dem festen Lande getrennt war; zwischen dem festen Land und ihrer Wohnung hatte das Meer die vereinenden Fluren verschlungen. Auf einsamer Insel stand ihre Wohnung, von jenen Ufern so ferne, daß sie bei sanftester Stille des Himmels und des Meeres das lauteste Brüllen der Herden vom blauen Ufer nicht hörten, von allen Freuden entfernt, die nachbarliche Liebe und gefällige Freundschaft ihnen ehemals gewährten. Semira hatte lange schon ihren Geliebten begraben, und in trauriger Einsamkeit lebte sie da mit ihrer Tochter, und keine Gesellschaft versüßte ihre Stunden, es seien denn die Vögel des Himmels und ihre kleine Herde.

Melida, ihre Tochter, wuchs, von keinem Jüngling bewundert, in blühender Schönheit; bei frohen Spielen und beim Reihentanz wäre sie unter den Schönen immer die Schönste gewesen, anmutiger als der junge Pfirsichbaum, wenn er zum erstenmal mit schönen Blüten prangt.

Semira, aus zärtlicher Sorge, die Einsamkeit ihrer Tochter nicht mit bitterm Kummer zu quälen, nicht mit Begierden nach Freuden, denen jeder Zugang verwehrt war, verhehlt' ihr jede gesellschaftliche Freude, die Freuden, die dort am Ufer auf jeder Flur, in jedem Schatten sich umarmen, aber jeden Tag ging sie hin, bei Mylons Grab eine traurige Stunde zu verweinen. „O du bist hin!“ so klagte täglich ihr Kummer, „du bist hin, ach du, du Trost meines Lebens, du Stütze in unserm Elend; hilflos, von allem verlassen, vom tobenden Meer umschlossen, was für ein Schicksal wartet auf uns! Kein freundschaftliches Mitleid lindert unsern Jammer, und jede nachbarliche Hilfe ist uns versagt. O! könnt' ich auch dich sterben sehen, Melida, geliebteste Tochter! Ach! so groß ist mein Elend, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist. Könnt' ich dich sterben sehen! Sterb' ich, ach! und du, in aufblühender Jugend, bleibst allein zurück! Schreckliche Aussicht! allein von rauschenden Wellen umschlossen, keine Gesellschaft als hilfloses Elend und Jammer. Dann kommt keine menschliche Stimme vor dein Ohr, nie ertönt dir die Stimme eines liebevollen Gatten, den dein Liebreiz und deine Tugend beglücken, nie der frohe Muttername der stammelnden Kinder, nie die Stimme der Freude, nur die Stimme deines eigenen Jammers tönt dir aus den traurigen Schatten und aus den Felsenklüften zurück; lange Qualen werden deine Jugend

verzehren, trostlos wirst du sterben, die Tränen der Liebe werden nicht bei deinem hilflosen Sterben fließen, und dein Leichnam wird unbegraben an der brennenden Sonne zerfallen oder der Raub der Vögel des Himmels sein. O verhehlt ihr meine Klagen, ihr Klüfte! Ihr einsamen dunkeln Schatten! euch allein kann ich klagen; verhehlt ihr meinen Jammer, ihr, die in unschuldiger Unwissenheit ihr ganzes Elend nicht kennt.“ So klagte Semira und verhehlt ihrer Tochter die Qualen, die immer an ihrem welkenden Leben nagten.

Melida spielte indes in reizender Unschuld mit jungen Lämmern; sie brauchten keinen Hüter, da sie das rauschende Meer in ihre kleine Flur umschloß; oder sie wölbte geruchreiche Schatten zu Lauben; sie war die Schützerin der Pflanzen, denn jeder leidenden Blume und jedem Gesträuche half sie zu gesundem Wachstum empor; und eine Quelle leitete sie umher und ließ von Steinen sie rieseln oder in kleinen Teichen sie sammeln. Rings um die Insel her hatte sie eine gedoppelte Reihe fruchtbarer Bäume gepflanzt, in deren jungen Schatten sie einsam, schön wie Venus auf der Insel Paphos, daherging. Auch hatte sie eine Höhle in einem Felsen am Ufer sich ausgeschmückt, denn die Einsamkeit ist phantasienreich; was die spielenden Wellen von Muscheln ihr ans Ufer brachten, das trug sie in ihre Höhle und befestigt es an ihren Wänden, mannigfaltig nach Gestalt und

Farben geordnet. Die größte von allen empfing ein vom Gewölbe in hellen Tropfen fallendes Wasser mit angenehmem Plätschern; und vor dem Eingang flatterten Jesminstauden empor.

Unter so unschuldigen Geschäften flossen ihre Stunden dahin, und sie fühlt' es nicht, daß sie einsam war; sechzehn jugendliche Jahre waren so vorübergegangen, aber izt fing sie an es zu fühlen, daß sie einsam war. Staunend und mutlos ging oder saß sie oft in ihrem Schatten und redete so mit sich selbst: „Wozu haben wohl die Götter uns hierher gesetzt, so einsam? Unglücklicher als alle andern Geschöpfe, wozu sind wir da gewesen, und wozu sind wir noch da? O ichühl es, woher sonst dieser Unmut, als fehlte mir etwas, das zu meinem Wesen gehörte, etwas, das ich nicht nennen kann; ja ichühl' es, daß ich zu dieser Einsamkeit nicht geschaffen bin; es muß etwas Besonderes mit uns vorgegangen sein, das meine Mutter mir verhehlt. Ich seh es, immer schwebt ein trauriges Geheimnis vor ihrer Stirne, und wenn ich nachforsche, dann zittern Tränen in ihren Augen, die sie mit Mühe zurückhält. Ich soll mich auf die Weisheit der regierenden Götter verlassen, so sagt sie, und geruhig unser Schicksal von ihren Händen erwarten. Ich will nicht forschen; in stiller Ehrfurcht will ich mein Schicksal von ihren Händen erwarten, so dunkel auch die geheimnisreiche Aussicht ist.“

Oft sah sie tief nachdenkend über das weite Meer hin. „O ihr unabsehbaren Fluten! sagt mir, o! sagt mir: Ist dieser kleine Punkt, diese Insel, die ihr umgibt, denn wie klein ist sie in euern unabsehbaren Flächen! ist sie das einzige Land? Sind nicht etwa meinem Auge zu ferne andre Ufer, die ihr bespület? Ach! Meine Mutter leugnet mir's, aber ihr schweigender Kummer gibt mir Verdacht. Gewiß! gewiß, das ist nicht das einzige Land in eurer ungeheuren Fläche; denn was ist jenes dort, das wie ein niedres Gewölk unbeweglich in einer langen Reihe über euerm äußersten Rand sich hinzieht? Vielleicht trügt mich die Einbildung, aber mir deuchte schon bei tiefer Stille fern hertönende Stimmen zu hören. Was kann es anders sein? wiewohl es so klein zu sein scheint, das macht die tiefe Entfernung; ich weiß es, o ich weiß es! scheinen doch die fernen Wellen auch klein, scheint nicht unsre Hütte auch viel kleiner, wenn ich vom äußersten Ende der Insel sie sehe? Und ist es Land, wie dieses hier, mit Fluren und fruchtbaren Bäumen, so werden auch Geschöpfe sein, zu deren Genuß sie da sind. Aber vielleicht sind's andre Geschöpfe, als die sind, die wir hier haben, vielleicht auch keine Geschöpfe, wie ich bin; keine, die mir zur Gesellschaft besser dienen könnten, als meine Schafe hier; aber wenn's wäre! ach! zwar macht der Gedanke mir bange; wenn jenes ein Land wäre, von Geschöpfen, wie ich bin, bewohnt, und es

wären ihrer viele, wie auch viele Vögel und viele Schafe auf unsrer Insel sind, und sie könnten miteinander sich freuen, wie die mannigfaltigen Vögel sich freuen, oder wie meine Schafe in gesellschaftlicher Einigkeit sich freuen; o glückliche, glückliche Geschöpfe! Verlaß mich, verlaß mich, zu reizender Gedanke! Ausschweifende Gedanken, wo führet ihr mich hin, mich unglücklich zu machen? O ihr Wellen! Wenn ihr an jenes Ufer euch wälzet, dann lispelt den glücklichen Bewohnern, daß ein unglückliches Mädchen am Gestade jener Insel weint. Verlaßt mich, ausschweifende Gedanken, ihr macht mich nur trostlos.“

Oft fragte sie ihre Mutter: „Aber sage mir: warum bleiben wir zwei immer nur zwei, da alle Geschöpfe sich mehren? um die Pflanzen her wachsen junge Pflanzen von gleicher Art, jährlich mehret sich unsre Herde; wie freudig hüpfen die jungen Lämmer und freuen sich ihres Daseins! und die mannigfaltigen Vögel: Ich sah es und weinte! Dort in der dunkelsten Laube saß ich und bemerkte viele Tage alles. Zween Vögel hatten ein reinliches Nest sich gebaut, dann spielten sie mit süßer Freundlichkeit auf nahen Ästen. O wie sie sich liebten! Bald darauf sah ich Eierchen in dem Neste, die der eine mit sorgfältiger Wache mit seinen Flügeln deckte, indes der andre auf nahen Ästen ihm zur Kurzweile sang. Alle Tage bemerkt' ich's von der Laube. Bald sah ich unbefiederte kleine Vögel, wo die Eier sonst waren indes,

daß die größern mit neuer Freude sie umflatterten und Speise in ihren Schnäbeln den noch unbehilflichen brachten, die mit zwitschernder Freude sie empfingen; nach und nach befiederten sie sich und schwangen die noch schwachen Flügel; aber itzt hoben sie sich aus ihrem kleinen Nest auf den nahen Ast, die größern flogen ihnen vor, als wollten sie ihnen Mut geben, ebendasselbe zu wagen. O meine Mutter, wie lieblich war das zu sehen! Sie schwangen oft die Flügel, als wollten sie es wagen; und furchtsam wagten sie es nicht. Da wagt' es der Kühnste und sang vor Freude über die gelungene Sache und schien seinen furchtsamen Gespielen zu rufen; sie wagten es auch, und itzt flatterten sie umher und sangen mit allgemeiner Freude. Ach was wunderliche Gedanken da bei mir entstanden! Warum sind wir allein, denen diese Freude versagt ist?

Semira war bang, die ihrem Geheimnis so gefährlichen Fragen zu beantworten. „Ich weiß selbst von allem dem nichts,“ sprach sie; „was willst du durch unnützes Nachforschen dir Mutmaßungen, leere Einbildungen erfinden, die Wünsche in dir erwecken, die doch nur Träume sind und dennoch deine unschuldige Ruhe stören? Was willst du den Göttern mit vorwitzigen Nachforschungen zuvorkommen, die allein wissen, was mit uns vorgehen soll und unser Schicksal früh oder später nach ihrem weisen Willen lenken werden?“

„Aber“, so antwortete Melida, „die Götter wollen mir's verzeihen! wozu wird man in so müßiger Einsamkeit nicht verleitet! Aber den Wunsch kann ich doch nicht unterdrücken, daß unser Geschlecht sich auch, wie andre, vermehren möchte; wie das geschehen kann, das kann ich nicht ausforschen, das muß ich den Göttern überlassen. Die Pflanzen entstehen aus dem Samen, gewisse Tiere gehen aus den Eiern hervor, andre so, andre anders. Ich hab' es alles bemerkt; was hab' ich auch sonst zu tun? O wenn ich einmal so kleine Menschen fände, die auf die oder irgendeine andre Art entstanden oder ausgebrütet wären! Götter! Wie wollt' ich sie pflegen! Wie wollt' ich sie lieben! Aber nun, ich will diese Phantasien alle mit dem Wind wegjagen; die Götter werden für mein Bestes sorgen. Doch eins noch, liebste Mutter; die Frage muß ich tun und dann keine mehr: Ich weiß noch, daß ich nicht immer war, wie ich itzt bin, daß ich nach und nach zu dieser Größe wuchs, wie die Pflanzen und wie andre Geschöpfe, ich weiß noch, daß ich nicht viel höher war als ein Nelkenstock; also muß ich vorher noch kleiner gewesen sein, als ich mich erinnern kann, also muß ich einmal angefangen haben zu sein, wie die Pflanzen und wie die Vögel und andre Geschöpfe anfangen zu sein; sag mir, du mußt vor mir da gewesen sein, sag mir, wie und wo hast du zuerst mich gefunden, und was ist mit mir vorgegangen? Wenn du mir das

sagst, so kann ich vielleicht Mittel finden, ihnen leichter auf die Spur zu gehn, oder wohl gar — Ach ich weiß selbst nicht recht was! aber du könntest mir alles sagen —“ So verfolgte sie die unruhige Mutter mit tausend Fragen. „Du machest mich böse,“ sprach sie „mein Kind, mit deinem wunderlichen Geschwätze; wie du entstanden bist, kann ich nicht sagen. Da ich allein, ganz allein war, hab’ ich die Götter um Gesellschaft gebeten, und da fand ich dich an einem schönen Morgen ganz klein unter den Rosenstauden vor der Hütte; aber noch einmal, vorwitziges Kind, du wirst mit deinem unnützen Geschwätze mich böse machen; pflege du unserer Blumen, spiele mit deinen jungen Lämmern und erzürne die Götter nicht mit deinem Vorwitz und mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann. Seitdem du diesen wunderlichen Phantasien dich ergibst, bist du nicht mehr erfindsam, deine Stunden angenehm durchzubringen; nur erfindsam, dich und mich zu plagen, lässest du deine Höhle unvollendet und deine Pflanzen ungepflegt.“

So lebte Semira mit ihrer Tochter einsam und voll Unruh und Kummer; aber die Götter hörten ihr Flehen und beschlossen, ihren Kummer mit Freude zu belohnen. Im Rat der Götter nahm’s Amor auf sich. Wer unter den Göttern kann besser ein junges Mädchen beglücken?

Auf dem festen Lande der Insel gegenüber wohnt’ ein Jüngling, herrlich gebildet; man hätt’ ihn für einen

der Götter gehalten, wenn er auf blumiger Flur oder im Schatten des Hains wandelte. Oft hatt' ihm sein Vater erzählt, wie vor Jahren ein großer Schrecken weit umher im Lande war. „Du siehest jenen Flecken dort im Meere,“ so sprach er und wies mit der Hand gegen die Insel; er sah sie aus seiner Hütte, die nicht ferne vom Ufer stand; „ein langer Strich Landes ging einst wie ein ausgestreckter Arm weit in das Meer hinaus. Am äußersten Ende wohnt' ein redliches Paar, Semira und Mylon. Herrliche Fluren zogen von unserm Ufer sich bis zu ihrer Hütte, und zahlreiche Herden weideten an beiden Ufern des lang gestreckten Landes. Ihr größter Segen und ihre Freude war ein damals unmündiges Kind, ein Wunder von Schönheit und Anmut. Weit her kamen die Weiber des Landes, die Schönheit des Kindes zu sehen, kleine Geschenk' ihm zu bringen und die glückliche Mutter zu segnen; aber mir schauert noch, wenn ich des Schreckens gedenke. In einer Mitternacht weckte ein fürchterliches Krachen, wie tausend Donnerschläge, die ganze Gegend vom Schläfe; die ganze Gegend erbebte, das Meer tobte und stieg mit schrecklichem Getös' über sein Ufer, die Stimmen des Schreckens und des Jammers tönnten weit umher durch den nächtlichen Himmel. Bei finstrer Nacht konnte keiner die Ursache des Jammers entdecken. Bebend und voll Entsetzen fand man sich auf dem Feld, in banger Erwartung; aber die Dämmerung kam, da

sahn wir die schreckliche Verwüstung im Meere, die Fluren zwischen dem Land und jener Insel waren in das tobende Meer versunken; erst da die Morgensonne ins stillere Meer schien, entdeckten wir jene Insel, und einer von uns, dem die Götter ein schärferes Auge gegeben, glaubte, bei hellen Tagen Mylons Hütte und um sie her Bäume zu sehen. Vielleicht lebt er noch mit seinem Weibe, vielleicht ist Melida (so hieß das schöne Kind) in trauriger Einsamkeit das schönste Mädchen, das je ein Sterblicher sah.“

Diese Geschichte machte großen Eindruck auf das Gemüthe des Jünglings, seither ging er oft ans Ufer des Meeres und staunte dem Schicksal der Bewohner jener Insel nach. Einstmals überschlich ihn ein sanfter Schlaf beim Geräusche der Wellen; da flog Amor zu ihm, setzt' an seiner Seite sich, kühlt ihn mit sanften Flügeln, daß die Mittagshitze ihn nicht wecke, und gab ihm den Traum, daß ihn deuchte, wie er das Ufer jener Insel sähe, kleine Liebesgötter flatterten da in heiligen Schatten, mit traurigen Gebärden oder sie trauerten auf wankenden Ästen des Gesträuches oder auf Blumen; tief aus dem Schatten hervor kam mit langsamem Schritt und tiefstaunend ein Mädchen, mit jedem Liebreiz geschmückt. Schlank gebückt ging sie in nachlässiger Schönheit einher; ihre weißen Haare zerflossen zum Theil auf ihren Schultern, wie Milch auf glänzend weißem Marmor zerfließt; zum

Teil waren sie in einem Knoten mit einem Myrtenschöß auf ihrem Kopfe nachlässig befestigt; eine reizende Blässe war in ihrem schönen Gesicht, wie Rosen, die vor einem jugendlichen Busen verwelken, und feurige Sehnsucht schmachtete in ihren großen blauen Augen. So ging sie einher und achtete der sanften Winde nicht, die mit ihr spielten, und der schönsten Blumen nicht, die schmeichelnd um ihre Füße sich schmiegt und mit den lieblichsten Gerüchen ihre Aufmerksamkeit reizten, nicht der süßesten Früchte, die in mannigfaltigem Glanz von beiden Seiten an wiegenden Ästen ihr winkten. So ging sie ans Ufer des Meeres, sah traurig über die blaue Entfernung nach dem andern Ufer hin, hub ihre weißen Augen empor und schien um Hilfe zu flehen. Da deucht ihn, wie er über das Meer hinschwebte und schnell zu ihrer Hilfe eilte. Amor empfing ihn am schattigen Ufer und führt ihm die Schöne in seine zitternden Arme; freudig flatterten die Liebesgötter umher in mutwilligen Spielen, umwandten sie mit Blumenkränzen und umdufteten sie mit Blumengerüchen von ihren sanftwehenden Flügeln. Dem Schlafenden pochte das Herz, seine Wangen glühten und seine Arme umschlangen die weichende Luft, und da erwacht er; lange lag er noch in betäubender Entzückung. „Götter!“, so rief er mit bebenden Lippen, wo bin ich? Wie? sie ist weg, sie ist aus meinen Armen geflohen. Ach! Hier lieg' ich am

Ufer, — dort, fern ist die Insel! Ein Traum, ach ein Traum hat mich auf immer betrogen, auf immer, ich fühl' es, mich unglücklich gemacht!“

Izt ging er öfter ans Ufer als vorher; in tiefen Gedanken und seufzend ging oder saß er izt am Meersand und sah über die spielenden Wellen nach der Insel hin. Besonders des Nachts beim Schimmer des Mondes, wenn tiefe Stille über der ganzen Gegend war und das Meer nur lispelte, dann stund er am äußersten Rande des Ufers und horcht, ob er keine Töne von der Insel her vernähme; oft glaubt er, Klagen zu hören, oder die Töne einer lieblichen Stimme; denn wie oft trügt die erhitzte Einbildungskraft die Wünsche derer, die lieben! Oft rief er, und ihn deuchte, als hört' er Antwort aus tiefer Entfernung. Oder zuweilen glaubt er, Licht oder den Schimmer eines Feuers von der Insel zu sehn, wenn hinter ihr ein Stern am Rande des Himmels stand. Vielleicht,“ so sagt er, „vielleicht sitzt sie dort einsam bei der nächtlichen Flamme des Herdes und staunt über ihr verlassenes Schicksal und verseufzt umsonst bei nächtlicher Stille ihre jugendlichen Tage. O ihr Winde! Hätt' ich eure Flügel, ihr Winde! Eilet, flieget jenem Ufer zu und sagt ihr, daß ich Elender hier am Ufer verschmachte.“

„Aber wie,“ so sagt er sich oft, „wo ist meine Vernunft hin? ich Elender! was lieb ich? einen Traum, einen eiteln Traum! Hier schlief ich, und meine Einbildungs-

kraft schuf ein Bild vor meiner Stirne, zwar schöner, weit schöner als alles, was ich bisher sah; ich erwachte, aber, Götter! es verschwand nicht wie ein Traum; tief, unauslöschlich sitzt es in meiner Einbildungskraft und herrschet über meine ganze Seele; und doch ein Traum, ein Schatten, der vielleicht nirgends in der Welt seine Wirklichkeit hat, den lieb ich, der verfolgt mich bei allen meinen Geschäften; wo ich gehe, wandelt er an meiner Seite, nähret in meinem Herzen ein beständiges Feuer und diese phantastischen Qualen, und reißt mich gewaltsam an dieses Ufer hin. O schäme dich, suche deine Vernunft wieder und sei wieder, was du zuvor warest, ruhig und zufrieden und fleißig und erfindsam in deiner Arbeit. Geh, lache deiner überwundenen Torheit, verlasse dies Ufer und danke den Göttern, daß du noch nicht das Gespötte der ganzen Gegend bist.“

Aber umsonst bekämpft' er die wunderbare Liebe, umsonst war sein Entschluß, das Ufer zu meiden. Bei dem angenehmsten Geschäfte schwebte das Bild immer vor seiner Stirne; immer war es, als schleppt' eine unsichtbare Gottheit ihn ans Ufer. „O ihr Götter!“ so rief er dann, „soll diese Liebe ewig umsonst mich quälen und ein Schattenbild meine jugendlichen Tage mit hoffnungsloser Pein erfüllen? Aber das ist kein Traum, wie ihn die schwärmende Phantasie sonst gibt; zu dieser Idee von Schönheit hat meine Einbildungskraft sich nie er-

hoben, die soweit jede Schönheit übertrifft, die bisher mein Auge gesehen. Das kann auch die bloße Phantasie im Traum nicht; gewiß, ein Gott gab mir den Traum. Aber warum, was muß die geheime Absicht sein? Das kann ich nicht ausfinden. Lebt die schöne Gestalt wirklich dort auf der Insel, warum ließ er mir im Traum sie sehn, warum will er, daß ich in Liebe gegen sie verschwachte, warum verläßt er mich ohne Hoffnung, ohne Beistand, ohne mir die Mittel zu zeigen, an jenes Ufer zu kommen? Da es unmöglich ist, jenes zu entfernte Ufer mit Schwimmen zu erreichen, was für Rat, was für Erfindung kann mir helfen? Zwar die Götter gaben dem Menschen hohe kühne Gedanken und erfindungsreichen Witz und überlassen's ihm, seine edlen Kräfte zu seinem Besten zu üben; aber, Götter! welch menschlicher Witz kann mich lehren, auf den Wellen des Meeres zu wandeln, oder wie die Meerente gefahrlos durch die Fluten zu schwimmen?“

Izt saß er oft tiefstaunend am Ufer, mit arbeitendem Verstande dacht er lange umsonst einer Erfindung nach; denn damals war die Kunst, auf Schiffen sich den Fluten zu vertrauen, noch nicht erfunden; was sollten sie auf fernen Küsten? da an jedem Ort, wo Gras für ihre Herden wuchs, Bäume mit gesunden Früchten stunden und eine klare Quelle rauschte, sie ihren ganzen Reichtum fanden und Überfluß für jedes ihrer Bedürfnisse. Lange dacht

er nach, fand und verwarf lange; einstmals sah er traurig ins Meer hin, da sah er fernher dem Ufer nach etwas, das die Wellen ihm näher trieben; Freude und Hoffnung stürzten plötzlich in sein scharf bemerkendes Auge; immer kam's näher, und da sah er den dichten Stamm eines umgeworfenen Baumes daherschwimmen, von Alter ausgehöhlt, und ein schüchternes Kaninchen, von irgend einem Feind am Ufer verfolgt, hatte mit Schwimmen sich auf den Stamm gerettet; da saß es sicher im ausgehöhlten Baum; ein blätterreicher Ast bog sich über ihm ein und deckt' es mit seinem Schatten, und ein sanfter Wind trieb den Stamm neben dem Jüngling ans Ufer. Ihm ahnte sein Glück, trunken vor Freude hüpfte er am Ufer. Dann staunt' er wieder, das dunkle Bild zu entwickeln, das wie ein zweifelhafter nächtlicher Schatten in seiner Einbildung saß, bald sich verlor, bald wieder entstand. Izt schleppt' er den Stamm auf den trocknen Meersand, um Morgens bei früher Dämmerung ein Werk zu versuchen, das so unreif noch in seinen Gedanken lag. Hoffnung und Zweifel und Schlaflosigkeit waren bis zur Dämmerung seine Gefährten; aber izt eilt er mit schlechtem Werkzeug versehen; denn damals bedurfte die glücklichere Einfalt nicht vieles, so eilt er ans Ufer. „Hab' ich doch oft gesehen,“ so sagt er, „daß vom Ufer gewehtes Laub, in sich gewölbt, sanft über dem Wasser schwimmt; erst kürzlich sah ich's im Teich bei unserer Hütte, und

Schmetterlinge, die über dem Teich flatterten, setzten sich hier und dort auf ein Blatt und netzten die zarten Füße nicht; nun will ich's versuchen, schon hat die Natur die Hälfte der Arbeit getan; den Stamm will ich so weit höhlen, daß ich gemächlich drin sitze; so sprach er und hub freudig seine Arbeit an. „O du,“ rief er, „wer du auch bist, milde Gottheit! die den unvergeßlichen Traum vor meine Stirne gebracht hat, höre, o höre mein Flehen, laß meine Arbeit mir gelingen.“

Oft sah er von seiner Arbeit ruhend nach der Insel und sprach: „O du! Schönste unter den Sterblichen! Was ist schwierig genug, das die Liebe nicht möglich macht? Welche Gefahr ist zu groß, daß die Liebe sie nicht besiege? O was für süße Hoffnungen schweben um mein Haupt! Wie kannst du, komm ich nun bald an dein Ufer, wie kannst du deine Liebe mir versagen, mir, dessen Liebe dem Abgrund des Meeres trotzt? Hat je die Liebe was Kühneres gewagt?“

Oft auch ließ er mutlos von seiner Arbeit ab. „Ich Tor,“ so red't er zu sich, „wie lächerlich ich mich hier bemühe! Wenn ein Vorübergehender mich fragte: Freund, was machst du da! Was würd' er zu der Antwort sagen? Ich höhle mir dies Holz, um mich darein zu setzen und ins weite Meer darin zu schwimmen. Wer ist der Elende, der seinen tollen Sohn so sorglos seinen Rasereien überläßt? Das müßt' er sagen.“ So sprach er

und sah unwillig auf sein angefangenes Werk. „Aber wie,“ so sprach er wieder, „wenn’s auch nicht gelingt, so hab’ ich einige, sonst müßige Stunden verschwendet. Sollt’ ich für meine Liebe das nicht wagen! Gewiß wohnen Leute auf der Insel; was mir mein Vater erzählte, macht mir’s wahrscheinlich, und mein Traum (den hat ein Gott vor meine Stirne geführt), der macht mir’s gewiß. Und wenn sie da wohnen, Götter! wie hilflos müssen sie sein, wie verlassen! Oder wenn ihr Vater, wenn ihre Mutter tot wären, oder wenn sie einst stürben, und sie wär’ allein auf der Insel, von allem verlassen, und ihre jugendliche Schönheit müßt’ in trostloser Einsamkeit vor Gram und Verzweiflung verblühen: Götter! Nein, nicht Liebe, Mitleiden allein müßte hier das Kühnste wagen!“ So verlor er oft und gewann immer wieder seinen Mut.

Wenige Tage waren verflossen, da war der Stamm ausgehöhlt und hatte die unvollkommene Gestalt eines Nachen. Izt schleppt er mühsam ihn dahin, wo das Ufer einen kleinen Teil des Meeres umschloß und vor der Gefahr der Wellen ihn schützte; da stieß er das Fahrzeug in die Flut, setzt’ in seine Mitte sich, ließ am Ufer sich treiben, wohin die sanften Wellen ihn führten und beobachtete das Gute und das Mißlungene an seiner Arbeit; die Wellen führten ihn wieder ans Ufer, da hub er seine Arbeit wieder an, ändert’ oft und versucht’ es oft wieder. „Aber,“ so dacht er, „nun ist die Hälfte des

Werkes vollendet; aber was für Mittel hab' ich, die Reise nach meinem Willen zu lenken? So fahr' ich nach der Willkür des Windes und der Wellen; tollkühn wär' es, wenn ich die Reise in das offene Meer hinaus nach der Insel so wagte.“ Hundert Gedanken stellten sich seiner Einbildungskraft dar und hundert verwarf er. „Aber,“ dacht er igt, „lenkt doch der Schwan mit breiten fortstoßenden Füßen seinen Lauf und alle Vögel, die in den Fluten schwimmen; hat ein Tier mich gelehrt auf dem Stamm eines Baumes zu schwimmen, so können auch Tiere vielleicht mich hier unterrichten. Wie, wenn ich Füße von Holz mir machte, breit wie die Füße des Schwans, wo sie in die Flut sich tauchen, und ich regierte sie mit jeder Hand einen auf beiden Seiten des gehöhlten Stammes!“ Voll Entzücken über diesen Gedanken eilt er, bequemes Holz sich zu schneiden, und bald war es in Gestalt zweier Ruder; da lief er in den Nachen und probierte lang umsonst, aber jeden Tag beobachtete er die Lenkung der Füße der schwimmenden Vögel, und jeden Tag fand er neue Vorteile, sein Fahrzeug zu lenken. Lange schwebt er in dem kleinen Meerbusen umher, aber kühner auf seine Kunst sich verlassend, schwamm er igt hinaus ins offene Meer und lenkte seinen Nachen glücklich zurück und sprang voll Freude wieder ans Ufer. „O süße Freude!“, so rief er, „nun ist mir das Wunder gelungen; kühn will ich igt mit den ersten

Strahlen der Sonne auf dem Meer sein, wofern morgen die Winde mir gewogen sind, will ich im kleinen Gefäße von Holz den Fluten des Meeres mich vertrauen. Kühn ist mein Unternehmen, aber marternd und tödlich meine Liebe, und nur ein Elender wagt's nicht, Unglücklichen durch drohende Gefahren hindurch Trost und Hilfe zu bringen.“ Izt befestigt' er seinen Nachen im kleinen Meerbusen und ging (denn die Nacht kam) in seine Hütte zurück.

ZWEITER GESANG.

Ungesehn hat Amor bei der Arbeit immer seinen Mut befeuert, aber izt flog er in tauvoller Nacht beim Schimmer des Mondes auf schnellen Flügeln der Insel zu, die Äolus, der Gott der Winde, bewohnt. Ferner rauscht ihm das Getöse des Felsen entgegen, der in ungeheurer Höhle die Winde verschließt, wie das Getös eines Sturmes im Weltmeer. Izt senkt' er sich gerade auf den Felsen herunter, der hoch aus den Wolken emporstand; da saß der Gott der Winde auf einer Klippe beim Eingang der Höhle. Winde mit sausendem Geräusche flogen aus und ein, wie Bienen um ihren Stock summen. Auf seinen Befehl gehorchend kamen sie sonst, oder flogen aus, im Meer zu toben, oder in Gebirgen zu heulen, oder über Strafbaren ein Gewitter zu sammeln; sanftern Winden befahl er, um stille Hütten und Fluren

zu säuseln, den Fleiß bei seiner Arbeit zu kühlen, oder in dem Schatten der Haine und Gebüsche zu schwärmen. Aber mutlos achtete er izt nicht der Winde, saß auf der tautriefenden Klippe da, stützte den Arm auf seine Knie, und der eine Schlaf lag in der von Locken umflatterten Hand. Harmvoll saß er da und sah in die Wellen, die im Mondschein sich wälzten. Ihn peinigte Liebe, Liebe zu einer der Nymphen des Meeres. Amor hatt' ihn, da er einmal vorüberflog und müßig vor seinem Felsen ihn liegen sah, mit einem seiner schärfsten Pfeile verwundet. Cytherens Sohn hört fernher ihn klagen und ließ auf einer nahen Klippe des Felsens sich nieder, um seine Klagen zu behorchen. „O du,“ so klagt er, „die du lieblicher bist als alle vom Gefolge der Thetis, schöner als alle, die in dem Meer schwimmen, soll denn Mit-leiden und Liebe, sollen sie nie meine Schmerzen be-lohnen? Ach! zu lange schon hat mich die Liebe ge-martert; umsonst tragen dienstbare Winde meine Seufzer und meine Klagen vor dein Ohr, und du achtest meiner nichts, wie schmachkend ich hier auf meinem Fels liege und mit sehnsuchtsvollem Auge dir nachsehe, wenn du auf sanften Wellen daherschwimmest, in denen deine milchweiße Brust widerscheint. Wenn du oft hoch über die Fluten emporsteigst, daß ich den ganzen Reichthum deiner Schönheit sehe, dann schauert Entzücken ganz durch mich hin; aber wenn du dann plötzlich tief in die

wirbelnde Flut dem lüsternen Aug' entfliehst, ach! dann durchbebet mich eiskaltes Entsetzen. Oder wenn du mit andern Nymphen auf glänzender Flut in muntern Spielen umherschwebst, daß das Meer um euch her schäumt, und Wasser aus euern Kränzen von blumichtem Meergrase rinnt. Aber wütende Eifersucht zerreißt mir die Brust, wenn ihr in mutwilligem Kampf die schilfbekränzten Meergötter mit Ruten von Schilfrohr verfolget, wenn der Verfolgte oft plötzlich sich umwendet und mit nervichtem Arm dich umfaßt. Zwar entschlüpfen deine nassen Lenden ihm leicht, unter den Fluten verborgen kommst du dann plötzlich mit spöttischem Lachen fern von ihm wieder hervor. Aber wenn er dich unter die Fluten verfolgt, Götter! wenn mein Auge beide nicht mehr sieht, oder wenn plötzlich einer der Götter dir unversehens tief aus dem Meer herauffährt und auf triefenden Schultern mit lautem Gelächter dich Erschrockene hoch emporhebt, o dann stampf ich rasend den Boden — denn du lächelst und bist nicht böse über das tollkühne Spiel und vergissest, was für Marter indes mich Elenden verzehrt. Schon ergreift mein nervichter Arm den nahesten Fels, den Bösewicht zu zerschmettern; schon ruf ich den rasendsten Winden, im wütenden Sturm ein mir so häßliches Schauspiel zu stören; aber aus Furcht, dich zu erzürnen, entstürzt der Fels meiner Hand, jag' ich die tobenden Winde zurück und sink' in

ohnmächtiger Raserei dahin. Immer sucht dich mein schmachsender Blick, und weckt mich des Nachts das Plätschern der Wellen, dann glaub ich, du schwimmest am Ufer, rufe dir umsonst und fluche der Dunkelheit, die dich verbirgt. Ach daß du nicht eine der Erdgeborenen bist! Falsche Fluten verhindern mich, dir zu folgen, dich mit Seufzen und Klagen, wohin du gehst, zu verfolgen. Komm, o komm an mein Ufer! hier sind liebliche Höhlen; meine sanftesten Winde sollen dich kühlen, aus allen Weltteilen sollen sie die lieblichsten Gerüche dir sammeln, und unter ihrem belebenden Wehen sollen die lieblichsten Schatten rings um mein Ufer aufblühen. Komm, sei du die Herrscherin der Winde; komm in der lieblichen Gestalt, in der ich dich zum erstenmal an meinem Ufer überschlich, da du im blumichten Grase saßest, da deine lilienweißen Glieder an der Sonne glänzten und glänzende Tropfen sanft herunter ins Gras flossen, wie Morgentau von frischen Rosen fließt; komm und bleib in meiner Umarmung und geh nie wieder in die Wellen zurück, wie du damals, ach! da ich dir schon nahe war, in die Wellen dich stürzttest und allen Martern der Liebe mich liebest.“

So klagte der König der Winde, als Amor ihm nahe trat. „Deine Klagen habe ich alle gehört, mächtiger Beherrscher der Winde!“ so sprach er. „Ich bin der Sohn der schön gegürteten Venus, mächtig deine Qualen zu

enden; ich schwör' es dir beim hohen Olymp, wirst du eine Bitte mir gewähren, so soll mein schärfster Pfeil die spröde Tochter des Nereus verwunden, daß sie mit lieblich errötender Schamhaftigkeit an dein Ufer steigt und mit sehnsuchtsvoller Liebe jeden deiner Schmerzen belohnt.“ Ihm antwortet Äolus voll frohen Erstaunens: „Du Sohn der mächtigen Venus! Was für eine Bitte soll ich dir gewähren; nur geringe kann ich das Glück dir belohnen, das du mit hoher Beteuerung mir verheißest.“ „So vernimm meine Bitte,“ sprach Amor, „verschließ alle deine Winde von izt, bis an dem Abend die Sonne wieder ins Meer geht, und mir gib tausend Zephyre, daß sie so lange meinen Befehlen gehorchen.“ Schnell rief Äolus mit mächtiger Stimme die schwärmenden Winde zurück; mit wildem Geräusche flogen sie von allen Seiten herbei; der Gott verschloß sie in ihrer Höhle, und tausend Zephyre flatterten um den Gott der Liebe her.

„Bald“, so sprach Amor „sollst du deine Dienste belohnt und deine Wünsche erfüllet sehn, izt eil' ich, wo meine Geschäfte mich rufen;“ er sprach's und flog mit seinem Gefolge von Zephyrn schnell dem Ufer zu, wo er bei der Morgendämmerung den kühnen Jüngling schon sah, der voll Freude über die Schönheit des Morgens, voll froher Ahnungen da stand. Still zitterte das glanzvolle Meer in der kommenden Morgensonne, und heller als sonst sah er die gegenüberstehende Insel; das Ufer

ertönte von dem Gesange der Vögel, und zwei wilde Tauben flogen über seinem Haupt hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde lispelten am schattenreichen Ufer; so sanfte Stille war auf dem Meer und an den erwartenden Ufern, als die Göttin Venus in blendender Schönheit aus dem Meerschäum entstand; da sah der helle Himmel und das grüne Meer und die Ufer in feierlicher Entzückung auf das werdende Wunder; die Winde lagen erstaunt auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephyre küßten die Göttin und jede werdende Schönheit. Von neuem befeuert igt Amor seine Kühnheit und seine Liebe, und igt stieg er in den Nachen. „O du Herrscher des Meeres; Neptun,“ rief er so, „Götter und Göttinnen, die ihr die Meere bewohnet, o seid meinem kühnen Unternehmen gewogen! nicht Trotz, nicht sträflicher Stolz, nein Liebe, die ein Gott in meinen Busen legte, und tugendhaftes Verlangen, auf gefährlichem Wege Notleidenden Hilfe zu bringen, hat mich zu so kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du, der diese Liebe entflammt hat, verlaß, o verlaß mich igt nicht, du hast zuerst den kühnen Gedanken in mein Gemüt gelegt!“

Plötzlich, als er noch sprach, ließ Amor aus seinem Nachen einen hohen Stab emporwachsen, von dessen oberster Spitze Blumenkränze in der Luft gegen die Insel hinflogen. Denn er hatte den Zephyrn befohlen,

in die Blumenkränze zu wehen und vom Ufer her die Wellen gegen den hinteren Teil des Nachens zu schlagen, andere mußten vor ihm her die Wellen zerteilen und den flüssigen Weg ebnen, und andern befahl er, den Jüngling bei seiner Arbeit zu kühlen. Izt sah es der Jüngling mit heiligem Erstaunen, daß ein Gott ihm beistand und stieß voll hohen Mutes vom Ufer, und Amor flog ihm unsichtbar hoch über seinem Nachen vor ihm her. Aus der Tiefe herauf und von fernen Ufern kamen die Tritonen, die Söhne des Neptuns, und schilfbekränzte Töchter des Nereus; in plätschernden Spielen schwammen sie in weitem Kreis um ihn her, in freudigem Erstaunen über den kühnen Sterblichen, der der erst' es wagt, in kleinem Schiffe dem weiten Meer sich zu vertrauen. „O sei beglückt!“ so sangen sie, „gefährlos sei deine Reise, kühner Jüngling! Dich wird die Liebe belohnen, sie, die so erfindsam dich macht, so kühn, in kleiner Schale des gehöhlten Stammes auf die Fluten des Meeres dich zu wagen. Wie schön schwimmst du daher, mit flatternden Blumenkränzen auf schimmernden Wellen daher, wie der majestätische Schwan, mit künstlich lenkenden Füßen. Zwar Amor flieget vor dir; der muß glücklich sein, den die Liebe in ihren Schutz nimmt. Empfängt ihn unverletzt, ihr Schatten der Insel! dort soll er den Lohn, den süßesten Lohn der kühnen Erfindung empfangen. Wir sehen's, o wir sehen in der Zukunft deine verbesserte

Kunst! Nationen decken mit Fahrzeugen den Ozean und schwimmen zu fernen Nationen; Völker, ungleich an Sitten, durch ganze Meere gesondert, empfangen sich erstaunt am friedsamem Ufer; sie holen und bringen sich fremde Schätze und Überfluß und Wissenschaft und neue Künste. Auf unwirtbaren Meeren findet dann der Schiffer den ungepfadeten Weg und schwimmt auf unermesslicher Tiefe. Er trotzet kühn des tobenden Sturms, wenn Himmel und Meer wüthen und ungeheure Wellen mit seinem Fahrzeug spielen. So kühn und erfindsam ist Prometheus' Geschlecht; Feuer der Götter lodert in ihrem Busen, und drohende Gefahr befeuert den unaufhaltsamen Mut.“

So sangen die Nymphen und Meergötter in plätschern-dem Tanz um den Nachen her, andre bliesen auf ihrem Muschelhorn harmonisch zum Lied. So schwamm er glücklich dahin, und glücklich kam er ans Ufer, das mit hüpfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn empfing; izt sprang er freudig aus dem Nachen und zog ihn ans sichere Ufer, dann dankt er den Göttern, die so gnädig sein kühnes Unternehmen schützten. Voll froher Hoffnung irrt er izt durch den Schatten der Insel, auf jedem Fußtritt sieht er entzückt die Spuren arbeitender Hände, sah Feigen- und Äpfel- und Birnenbäume in fruchtreiche Reihen gepflanzt; Weinstöcke waren von einem zum andern gezogen, mit traubenbehangenen Armen, Jes-

minen und Myrtengesträuche waren hier und da in schattige Lauben gewölbt, ein klarer Bach war von einer zur andern durch wölbende Schatten geleitet, sein Ufer mit mannigfaltigen Blumen bekränzt. So irrt' er forschend im Schatten; indes saß Melida bei ihrer Mutter in der Hütte, stumm ihren Kopf auf den Busen gebogen saß sie lange da; da sprach Semira: „Wie, immer staunest du, mein Kind! Was staunest du, geliebte Melida?“

Ihr erwiderte Melida, und Tränen stiegen in ihre Augen: „Ach! ich staune, ich kann's nicht nennen, warum ich staune; ich weiß nicht, warum mein Herz pocht, ich weiß nicht, was so schwer auf meinem Busen liegt, das mich unglücklich macht, unglücklicher als alle andern Geschöpfe.“

„Wie, meine Melida!“ So antwortete die kummervolle Mutter, „wie unglücklich? Deine wunderbaren Einbildungen machen dich unglücklich. Was fehlt dir? Wachsen nicht alle deine Gewächse gesund empor? Was du unternimmst, das gelingt dir; deine Lauben kleiden sich mit den lieblichsten Schatten, um dich zu empfangen; die Bäume, die du pflanzest, sind alle die schönsten; sonst war deine Herde dein angenehmstes Geschäft, und jedes Geschöpf dieser Insel sucht mit freundlichem Betragen dich zu erfreuen.“

„Ja,“ sprach Melida und weinte; „ach ja! Ehedem war alles Freude um mich her, aber sie ist nirgends mehr,

der Schatten dient nur, meinen Kummer zu nähren; bei allen Gewächsen fand ich sonst Freude, sie duftete mir aus jeder Blume zu; aber ach! auf der ganzen Insel hat sie für mich verblühet, und die lebenden Geschöpfe, ach! sie sind alle glücklicher als ich. Seh ich auf den Wipfeln die Vögel, wie sie sich sammeln und froh sind und singen; seh ich meine Schafe, wie sie im Schatten sich sammeln und mit frohen Sprüngen sich ihrer Gesellschaft freuen, oder zufrieden eines an des andern wollichter Seite ruhen, dann kann ich den traurigen Wünschen nicht wehren —“

Semira unterbrach ihre Rede: „Aber wie, immer die alte Klage, unzufriedenes Mädchen! Was das für Einbildungen sind! Verlangen nach Sachen, die du nicht nennen kannst, nach Sachen, die nicht in der Natur sind. Wie wenn ich auch murren wollte, daß dies Meer nicht Land ist, oder daß ich nicht fliegen kann, wie die Vögel, oder daß diese Bäume nicht mit mir reden? Und das wäre noch lange nicht so wunderbar.“

Melida sprach: „Aber das deucht mir doch so wunderbar, so unnatürlich nicht, was ich wünsche. Warum müssen wir das allein missen, was die Tiere alle haben, und doch haben wir sonst so viel Ähnliches mit ihnen? Sie essen, sie schlafen, sie hören, sie riechen, wie wir; sie freuen sich, sie trauern, besonders wenn man sie von ihrer Gesellschaft trennt; wir haben so vieles mit ihnen gemein, warum das nicht?“

„Warum das nicht? Wunderliches Mädchen!“ antwortete die Mutter in unzufriednem Ton, „frage die Götter, warum sie dir keine andre Gesellschaft gegeben haben als deine sanften Schafe und die muntern Vögel; wenn's die Götter so haben wollen, warum bist du mit dieser Gesellschaft unzufrieden?“

Furchtsam leise erwiderte Melida: „Ja, aber das Schaf freut sich nicht der Gesellschaft des Rehes, und die Taube nicht der Gesellschaft der Ente; jedes freut sich nur der Gesellschaft dessen, das von seiner Gattung ist. Sind wir nicht auch eine besondere Gattung? Auch mein zahmstes Schaf freut sich mehr über seinesgleichen als über mich.“

„Aber,“ sprach Semira, „bin nicht ich deine Gesellschaft von deiner Gattung, und ich liebe dich mehr als Schafe lieben können und Vögel die Vögel ihrer Art.“

„Ja,“ antwortete zärtlich Melida, „ach ja, geliebteste Mutter! Aber auch du trauerst; vielleicht würdest du weniger trauern, wenn unser mehrere wären, dann wäre die Freude mannigfaltiger. Wenn unser mehrere wären, o wie entzückend würd' es sein, wenn wir mit vereinten Kräften uns bemühten, dich zu erfreuen. Ach! wenn auch nur eins, nur eins noch wäre! Jemand, der jede meiner kleinen Freuden mit mir theilte, der immer an meiner Seite wäre, der — ach! es ist — mein Herz liebt

dich über alles, aber es ist als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für etwas, das ich nicht finde und nicht kenne.“

Semira seufzte: „Wie sehr beunruhigt mich dein unglückliches Verlangen! Die Götter versagen's dir, weil du es zu ungestüm verlangest! Sie könnten aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie Geschöpfe machen wie du bist, — aber“

Lebhaft unterbrach die Tochter ihre Rede: „Wie, aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie das? O ihr Götter! Bei jedem Baum, auf jedem Stein will ich euch Opfer bringen; das Schönste, was jede Jahreszeit mir gibt, will ich mit unermüdetem Flehen euch opfern; — ja ich will —“ Plötzlich fuhr Melida zurück. „Götter!“ so rief sie, „was seh' ich!“ und stand wie eine Bildsäule da; der Jüngling war vor der Schwelle der Hütte ebenso bestürzt; „Götter! sie ist's,“ rief er, „sie ist's, die ich im Traume sah.“

Semira, ganz erschrocken, sah rückwärts; voll Verwirrung stand sie von ihrem Sitz auf. „Bist du einer der Olympier und willst in unsrer Wohnung uns besuchen, o so sieh gnädig uns an, und — aber wie? ebenso bestürzt wie wir stehest du da an der Schwelle; wer du auch seiest, sei uns willkommen,“ so sprach sie. Aber der Jüngling trat in die Hütte und sprach: „O nehmet gütig mich in eure Wohnung auf! ich bin nicht vom Olymp; auf wunder-

bare Weise komm' ich zu euch und flehe um eure Gewogenheit euch und euern Schutz.“

Melida, indes daß sie das redeten, stand unbewegt, nur ihre Blicke eilten auf der ganzen schönen Gestalt des Jünglings umher. Izt sprach sie: „O die Götter haben meine Wünsche erhört, diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen. Komm näher, an meine Seite komm, daß ich deine Hände berühre und deine rosenfarbichten Wangen! Aber sage mir: Wie haben dich die Götter geschaffen? O wie will ich unablässig die Guttat ihnen danken? Sage mir, was warest du erst noch? ein Baum? ein Stein?“ So sprach sie, indes daß sie des Jünglings bebende Hand an ihre wallende Brust drückte. Itzt seufzte der Jüngling: „Meine Geliebte! wofern ich dich so nennen darf.“ — „Mich!“ sprach Melida, „ach sag es mir immer! mit Entzücken hör' ich's. Ich fühl es, ich bin glücklich, jeder meiner Wünsche ist in dir erfüllt. O fühle, fühle, wie mein Herz vor Freude pocht, meine Hand zittert in der deinen; so hab ich noch nie mich gefreut, noch nie das empfunden.“

„Götter! wie bin ich glücklich!“ rief izt der Jüngling. „Lange schon hab ich dich über alles geliebt. O wie ist meine gefahrvolle Reise beglückt! wie sehr mein kühnes Unternehmen mir belohnt!“ So sprach er und drückte des Mädchens Hand an seine Lippen.

„Was machst du, was fühl ich!“ sprach Melida. „O

ich sterbe vor Wollust! Alles gießt neues noch nie empfundenes Entzücken in mein Herz; alles, alles, was du unternimmst. Aber du, du willst doch immer meine Gesellschaft sein, in allen meinen Geschäften mir beistehn und alle meine Freuden mit mir teilen?“

„Wie kann ich anders, da ich nur durch dich glücklich bin?“ sprach der Jüngling.

„O geliebte Mutter!“ sprach Melida, „wie die Götter gütig sind, daß sie meine wunderbaren Wünsche erhören und mir dieses Geschöpf zu meiner Gesellschaft erschaffen, so liebenswürdig! sieh, Mutter, dies schöne Geschöpf ist gleich groß mit mir, nicht klein, wie du einst unter den Rosen mich fandest.“

Semira sprach igt: „Laßt von unsrer Verwirrung uns erholen; setzt euch neben mir, und du, sei uns gesegnet, du kannst in keiner übeln Absicht zu uns kommen; erzähl' uns, woher du kömmst, und wie du zu unsrer einsamen Wohnung gekommen bist. Es muß etwas Wunderbares mit dir vorgegangen sein?“

Sie setzten sich igt, Melida und der Jüngling, Hand in Hand; da hub er an seine Geschichte zu erzählen, wie ein Gott ihm im Traum die schöne Gestalt der Melida gezeigt, wie er sie geliebt habe; wie er sich hoffnungslos gequält, weil das weite Meer sie trennte; wie er endlich seinen Nachen gebaut und auf einem gehöhlten Stamme mit Füßen von Holz in das Meer sich gewagt habe

und unter dem Beistand der Götter an dieses Ufer gelangt sei.

Ganz erstaunt hörten sie die wunderbare Geschichte. Da sprach Semira: „Die Götter haben dir's in den Sinn gelegt, die gefährvolle Reise auf den Wellen des Meeres zu tun. O sei uns gesegnet! und den Göttern will ich Dankopfer bringen; sie haben zu unserm Glücke dich herübergeführt und den schweren Kummer von meinem Busen gewälzt.“

„Also“, sprach Melida, „ist dort über dem Meer ein andres Ufer und andre Bewohner; das hab ich immer vermutet, und meine Mutter hat mir's immer verhehlt; aber du gehst doch in deinem gehöhlten Stamm nie wieder an jenes Ufer zurück; o bleibe bei mir, sei einzig und allein mein! mir deucht, ich könnte es nicht ertragen, wenn du andre Gespielen liebtest wie mich. Aber sage mir: du scheinst mir nicht ganz zu sein, was ich bin; zarte Haare wachsen um dein Kinn her, die ich nicht habe.“ „Das macht's“, antwortete der Jüngling, „weil ich ein Mann bin und du ein Mädchen bist.“ „Ein Mann“, sprach Melida, „das ist wunderbar; und doch könnt ich dich nicht mehr lieben, wenn du auch ganz meinesgleichen wärest. O wie vieles hat meine Mutter mir verhehlt!“

Semira lächelte und befahl ihr von den schönsten Früchten die Abendmahlzeit zu rüsten. Sie ging, der Jüngling mußte mit ihr, die schönsten Früchte zu brechen.

Unvermerkt, da sie unter öftern Umarmungen und zärtlichen Gesprächen der Früchte, die sie suchten, vergaßen, verirrten sie sich dahin, wo der Nachen am Ufer stand. „Sieh,“ sprach der Jüngling, „sieh, meine Geliebte! da steht der Stamm am Ufer, der mich über die Wellen des Meeres hin in deine Umarmung gebracht hat.“ Schnell voll froher Bewunderung lief sie dahin. „O wunderbare Erfindung!“ so rief sie. „O Kühnheit! in solchem Gefaße dem weiten Meer sich zu vertrauen, das nichts ist im Meer, ein Spiel der Wellen, wie das fliegende Blatt einer Blüte ein Spiel des sanftesten Windes in der Luft ist, und Liebe zu mir gab dir den kühnen Mut! O mein Geliebter! Wie! ach wie kann ich deine Liebe dir danken? Aber sage mir: was ist das, an beiden Seiten befestigt? Gewiß, das sind die Füße von Holz, mit denen du wie der Schwan deine Reise gelenkt hast! O sei mir willkommen, gehöhlter Stamm! Sei mir willkommen, du Fremdling von fernem Ufer! Mir schöner, wie du schmucklos daliegst, als jeder andere in der schönsten Frühlingszierde! Gesegnet sei der Ort, den du beschattet hast! Gesegnet die Gebeine dessen, der dich gepflanzt hat! Der Frühling gieße alle seine Schönheiten dahin, wo er ruhet! Aber du, mein Geliebter!“ so sprach sie, und eine zärtliche Träne floß von ihrem Auge, da sie, den Jüngling umarmend, es sprach: „O ich beschwör’, bei allen Göttern beschwör’ ich dich, verlaß mich nicht,

steige nie wieder in den hohlen Stamm, dies Ufer zu verlassen! Tust du es, o dann müssen die erzürnten Wellen zurück dich, in meine Umarmung, zu meinen zärtlichsten Klagen über deine Untreue zurück dich treiben!“ „O meine Geliebte!“ sprach der Jüngling und küßte zärtlich die Träne von ihren Wangen, „wie ungerecht ist deine Sorge! Mich müsse die erste Welle in den Abgrund verschlingen, sobald ich in der abscheuwürdigen Absicht dies Ufer verlasse! Aber wie könnt’ ich, du über alles Geliebte, wie könnt’ ich, da bei dir allein mein Glück, bei dir allein alle meine Freuden wohnen? An diesem glücklichen Ufer will ich zween Altäre bauen, der schönen Venus einen und ihrem mächtigen Sohn; denn er hat die unauslöschliche Liebe in meinen Busen gelegt und den kühnen Entschluß! der andre sei dem Gott des Meeres heilig, der auf dem Rücken der Wellen mich beschützte.“ Aber izzt gingen sie in die Hütte zurück und stellten in reinlichen Körbchen die Früchte auf den Tisch. Bei frohen Gesprächen kam da die Nacht, und Amor führte sichtbar sie in eine duftende Laube von Jesmin und Rosen, eine sanfte Quelle rieselte an ihrer Seite. Liebesgötter spielten durch die Ranken der Laube, und sanfte Winde flatterten mit wohlriechenden Flügeln um die Liebenden her.

Ihre Enkel verbesserten die Kunst, das Meer zu befahren. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche

Stadt und hießen sie Cythera; hohe Türme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in das lakonische Meer; der schönste von allen war der Liebe geheiligt, mit gedoppeltem Zirkel von hohen Säulen umgeben; Glück und Überfluß wohnten in ihren Mauern, und die reichbeladenen Schiffe des Ozeans sammelten sich in ihrem sichern Hafen.

NACHWORT DES HERAUSGEBERS.

Daß die Erstlingsarbeit eines unserer namhaftesten lebenden Kunsthistoriker sich mit der Bedeutung Salomon Geßners beschäftigte, dürfte nicht allen bekannt sein, die diese Idyllen zur Hand nehmen; als Heinrich Wölfflin(*) „seinen Geßner“ herausgab, konnte er die Empfindung nicht unterdrücken, daß die Mitmenschen weder dem lebenswürdigen Dichter noch dem Maler und Radierer die gebührende Achtung schenkten, wie er sie seiner Überzeugung nach verdient hätte, und so hoffte er wohl im stillen, durch seine Arbeit dem Vergessenen und Verkannten wieder zu Recht und Ehren zu verhelfen. Aber seine Hoffnung erwies sich zunächst trügerisch. Zwar hatte Gottfried Keller(**) in seinen Züricher Novellen von Geßner anlässlich des Bodmerschen Besuchs eine sehr ergötzliche Geschichte erzählt, aber auch er fühlte sich gegenüber den Zeitgenossen zu einer Rechtfertigung und Verteidigung seines Landsmannes und dessen Hauptwerk veranlaßt: „Geßners idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichtsagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die

(*) Salomon Geßner. Mit ungedruckten Briefen. Von Heinrich Wölfflin. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1889.

(**) Gottfried Kellers Züricher Novellen. Stuttgart 1878.

keiner hinauskann, der nicht ein Heros ist, fertige und stilvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht.“ Weder die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch auch das erste Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends zeigte sich zu einer allgemeineren Schätzung Geßners geneigt. Die Literatur, vor allem aber die Kunst der Renaissance, von ihren ersten Anfängen bis zum Gipfel, hatte das Interesse der meisten vollständig auf sich gelenkt und erst allmählich, vorwärtsschreitend, gewann man zunächst in den Kreisen der Forscher und Gelehrten und sodann im Publikum Fühlung mit Barock und Rokoko, fand man Geschmack an Zopf und Perücke. Der Vollzug dieser Geschmacks- wandlung offenbartesich vielleicht am augenscheinlichsten 1914 durch die Ausstellung deutscher Kunst von 1650 bis 1800 in Darmstadt. (*) Zu den vielen Überraschungen, die dort ans Licht kamen, gehörten auch mehrere vielbewunderte kleine Bilder von zartester Empfindung in der Beobachtung landschaftlicher Reize, phantasie- reich und erfüllt mit solcher Poesie in der Darstellung der Personen, daß Erinnerungen an die Welt Böcklins bei der

(*) Amtlicher Katalog der Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst 1650—1800. Darmstadt Mai—Oktober 1914 im Residenzschloß. Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, sowie ebd. Deutsches Barock und Rokoko von Georg Biermann. Leipzig 1914.

Betrachtung vielfach laut wurden. Der Künstler dieser gemalten Gedichte, allerdings Böcklin stammverwandt, nur um fast ein Jahrhundert früher geboren, war — Salomon Geßner. Noch andere Tatsachen lassen sich heute für die Wiedererweckung des Interesses für den Malerdichter anführen: 1913 erschien eine biographische Arbeit über Geßner von Fritz Bergemann, (*) der damit in die von Frey (**) jahrzehntelang gelassene Lücke trat, und wenn auch anfänglich der schrecklichste aller Kriege, den je die Erde gesehen hat, die Entwicklung aller kulturellen und künstlerischen Interessen lahmzulegen drohte, so hat doch schließlich in allen deutschen Landen ein starkes und normales Reaktionsgefühl allmählich die Herrschaft über die Gemüter wiedergewonnen, und manche suchen, wenn auch nicht dauernd, so doch vorübergehend, aus dem Strudel der angst- und sorgen-schweren Tage, aus der Not und Trübsal dieser Jahre mit ihren politischen und sozialen Verwirrungen, sich in Gedanken in glücklichere Zeiten und andere, bessere Welten zu versetzen. Und da könnte auch Geßner manchem zu

(*) Salomon Geßner. Eine literarhistorisch-biographische Einleitung von Fritz Bergemann. München 1913. Georg Müller und Eugen Rentsch Verlag.

(**) Geßners Werke. Auswahl. Herausgegeben von Prof. Dr. Ad. Frey. 41. Bd. der deutschen National-Litteratur von Joseph Kürschner. Berlin u. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. S. III.

einer Stätte der Zuflucht werden. „Nicht den blutbespritzten kühnen Helden, nicht das öde Schlachtfeld“ besingt seine frohe Muse; „sanft und schüchtern flieht sie das Gewühl, die leichte Flöt' in ihrer Hand!“ So beginnt der „Verfasser des Daphnis“ seine erste „An Daphnen“ gerichtete Idylle, und aus diesem Gefühl heraus ist die Mehrzahl seiner Dichtungen geboren. In arkadische, sonnige Schäfer- und Hirtengefilde will er uns führen, wo noch die Menschen frei vom geschäftigen und eigennützigen Getriebe leben, wo reine Liebe herrscht und Herzensgüte, Edelmut und wahre Freundlichkeit die Handlung jedes einzelnen bestimmt oder es geht, mit seinen eigensten Worten gesprochen, sein Wunsch dahin, daß „seine Hütte fern von dem Landhaus sei, das Dorantes bewohnt“; denn bei ihm „lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird, und was Mops täte, wenn er König der Briten wäre“. Beneidenswert, wem sich das Pförtlein zu diesem glückseligen Reich der Phantasie öffnet, wer hier ungestört zu träumen vermag!

Mit Recht kann man den Schluß ziehen, daß der Verfasser der Idyllen nie des Lebens Härten gekannt hat, wenn auch kleinere trübe Erfahrungen ihm, wie natürlich, nicht erspart blieben. Salomon Geßner, der am 1. April 1730 zu Zürich als der Sohn eines wohlangesehenen Buchhändlers geboren wurde, hatte das Glück, daß seine beiden Eltern noch am Leben waren, als er bereits in das

reife Mannesalter eintrat. So verlief seine erste Jugend wie auch sein Jünglingsalter gleichmäßig, ohne besondere äußere Sorgen, wennschon einmal der Vater sich genötigt sah, dem 1749 in Berlin zur Lehre in der Spenerschen Buchhandlung eingetretenen Sohne den Wechsel zu entziehen, um ihn dadurch von seinen wenig aussichtsreichen künstlerischen und dichterischen Neigungen abzubringen. Aber gerade diese Probe brachte schließlich den Beweis, daß Salomons Neigungen zur Kunst nicht flüchtig, sondern tief in seinem Innern gegründet waren: was schon der sinnende, der Schule wenig zugetane Knabe im Anschauen der Natur, auf Feld und Wiese, in Fluren und Hain gespürt hatte, was dem heranwachsenden Jüngling, als er droben in den Bergen in des Pfarrers Vögeli Haus zu Berg am Irchel eine freiere Erziehung genoß, durch Kopf und Herz geschwirrt war, das gewann mit den Jahren feste Formen, das drängte sich allmählich, nicht stürmisch, aber mit ruhiger Selbstverständlichkeit, sinnig und gemütvoll in Worte zusammengefaßt, in Bildern gesehen und mit Zeichenstift, Radiernadel und Pinsel festgehalten, zur Oberfläche, an die Außenwelt.

Diese zweifache Begabung Geßners zeigte sich schon frühzeitig. „Soviel das Papier halten wollte“, schreibt der Knabe nach der Lektüre des Robinson Crusoe Robinsonaden, wie uns sein Biograph Hottinger(*) zu berichten

(*) J. J. Hottinger, Salomon Geßner. Zürich 1796.

weiß, und zu seinen ersten Idyllen erfindet er „Küpfergen“, mit denen vereint dieselben 1756 zum erstenmal in Zürich in der Verlagsbuchhandlung des Vaters erschienen. Dieses Werk gründete mit einem Schlag den Weltruf des „Verfassers der Daphnis“, der sich hier noch nicht mit Namen zu nennen wagte. Mit diesen 24 kleinen Meisterwerken hatte er seine früheren Arbeiten: „Die Nacht“ und „Daphnis“ übertroffen, und weder die zweite Folge der Idyllen von 1772 noch das Schäferspiel „Evander und Alcimna“ und das Rührstück „Erast“, noch auch der „Tod Abels“, jene in Frankreich viel gelesene und anerkannte Dichtung, eines der „wertvollsten Denkmale für die Empfindsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts“, lassen ihn später auf gleicher Höhe erscheinen.

Wie er selbst uns mitteilt, waren diese ersten Idyllen „Früchte seiner vergnügtesten Stunden“, der Stunden, die er, fern allem dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken der Stadt, in der Einsamkeit, nur umgeben von der Schönheit der Natur und vertieft in die Werke des klassischen Altertums, besonders des Theokrit, verbracht hatte. Wenn diese letzte Äußerung Schlegel(*) Anlaß zu großem Befremden gab, insofern er zwischen Geßners und Theokrits Idyllen nur einen großen, nicht auszugleichenden qualitativen Abstand empfand, so hindert uns doch nichts daran, Geßners Dichtungen innerhalb der

(*) A. W. v. Schlegel, Kritische Schriften. I. 1828.

Idyllenliteratur vom Altertum bis ins 18. Jahrhundert, von Theokrit und Vergil bis zu den Bronnerschen Poesien, den tränenfeuchten, empfindungsreichen Darstellungen Maler Müllers, „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte“ sowie „Der erschlagene Abel“, Vossens „Luise“, Hebel, Goethes „Hermann und Dorothea“ sowie seinen Tischbeinschen Idyllen einen recht bevorzugten Platz anzuweisen. (*) Für Geßners Arbeiten bezeichnend ist die Selbständigkeit und Zartheit seiner erfindungsreichen Phantasie, sein starkes und gesund-liebliches Naturgefühl und schließlich der hohe ethische Zweck, den er ganz im Gegensatze zu Theokrit damit verknüpft; veredelnd möchte er auf die Menschheit wirken, und wer diese seine Absicht verkennt, wer darin nur Sentimentalität erblickt, der tut ihm Unrecht. Bußpredigten zu halten, dazu fühlte er sich allerdings nicht berechtigt, das verbot ihm die Form seiner Dichtung; aber persönlich aufrichtig und wahr, darf er uns jene scheinbar weltfernen Bilder reinster Menschlichkeit entwerfen, aus denen ein stiller Glanz der Ewigkeit und zugleich eine verklärte Naturanschauung leuchtet. Der Tautropfen im Gras, die Vögel in den Zweigen, das Licht der Sonne und des Mondes offenbaren sich seinem Gemüt in immer neuer Schönheit, und so liebevoll wie Albrecht Dürers Rasen-

(*) Vgl. Über das Wesen und den Entwicklungsgang der Idylle. Von Dr. Gustav Schneider. Hamburg 1893.

stück in der Zeichnung, wirkt seine Beschreibung der „Gegend im Gras“, der Idylle, die zuerst in etwas abgeänderter Form unter dem Titel: „Als ich Daphnen auf dem Spaziergang erwartete“ erschienen war. Musik tönt uns aus dem Wohllaut seiner Sprache entgegen, deren Inhalt Beethovens sechster Symphonie oder Haydns Jahreszeiten wesensverwandt ist. Können wir uns noch eine lieblichere Melodie und einen schalkhafteren Text zu seinem „Wunsch“ denken als Haydns Lied von dem „Kleinen Haus“?

„Ein kleines Haus, von Nußgesträuch umgrenzt,
 Wo durch das Fensterchen die Morgen Sonne glänzt,
 Und mich vom Schlaf das Lied der Lerche weckt;
 Ein kleiner Tisch, den mir die Liebe deckt;
 Ein kleines Feld, das keinen Zehnten gibt;
 Ein alter treuer Nachbar, der mich liebt;
 Ein reiner Himmel, ein unverdorbn's Blut
 Und zu der Arbeit frohen Mut,
 Das schöne Glück! Freund, neidest du es mir?
 Hätt' ich's nur erst, hätt' ich's nur erst!
 Ich teilt' es, ich teilt' es gern mit dir!“

In diesen Idyllen offenbart sich aber auch Geßner als ein Mensch, dessen gemüthvolle Art sich viele Freunde unter den Zeitgenossen erwerben mußte und der zu so einem glücklichen Familienleben berechtigt war, wie er

es seit 1761 mit Juditha Heidegger führte. Mit Ramler, Hagedorn, Wieland, mit Gleim, Klopstock, Zimmermann, Bodmer, Lavater u. a. stand er in mehr oder weniger nahen Beziehungen, und bei allen, auch bei Goethe und Herder sowie indirekt bei Schiller(*) fand er gerechte Beurteilung und Anerkennung. „Wer sieht in Geßnern nicht den schwebenden Schauer und den geschmackvollen Verschönerer der Natur? den Mann, der lauter Aug' und Geschmack ist?“ schreibt Lavater in den Physiognomischen Fragmenten und dem jungen Goethe schon kam zum Bewußtsein, daß „Geßners höchst liebliche Idyllen eine unendliche Bahn eröffneten“. Wenn er auch in der später mannigfaltig aufgetretenen dilettantischen Nachahmung eine Gefahr erkannte, die in der Art der Idyllen ihm begründet scheint, so schließt er doch: „Wer wird aber einzelnen Stellen wahres Dichtergefühl absprechen? Niemand . . .“ Ebenso liebte Herder „von allen Werken des schweizerischen Geßners seine Idyllen am meisten . . . Seine Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben . . . und mit aller Überzeugung meines Gefühls setze ich hinzu: die frohe Un-

(*) Man vergleiche, was Schiller ganz im Sinne Geßners in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung“ von der Schäferidylle sagt.

schuld, die sanftesten Empfindungen der Menschheit; die heiterste Tugend und die stillesten Freuden singt seine Flöte, wie sie nicht Theokrit, nicht Moschus, nicht Bion sang . . . Der Gott der Liebe, der Geßners ländliche Muse beschleicht, ist nicht der unnütze griechische Amor: er ist ein Kind der himmlischen Schönheit und Liebe, ein Bruder der Unschuld, ein Geber der süßen, unvergällten Freude . . . Ich preise also Geßner jedem an, der — ich weiß nichts Höheres zu sagen: seine Seele veredlen will . . .“

Als schönste dieser Idyllen, vielleicht auch als der zarteste Ausdruck seines liebebeerfüllten Herzens für seine Juditha erschien 1762 „Der erste Schiffer“, die Dichtung, welche Geßner selbst von allen seinen Werken am höchsten schätzte, die auch bei den Zeitgenossen den stärksten Anklang fand und noch heute als die „Krone seiner Leistungen“ angesehen wird.

Berechtigt�ermaßen wenden wir uns gerade diesen Arbeiten des Dichters wieder zu, (*) und wenn Weimar heute als der Ausgangspunkt des wiedererwachten Interesses für Geßner erscheint, so geschieht dies nicht ganz ohne historischen Zusammenhang. Außer den oben an-

(*) Das vorliegende Bändchen bringt die 24 ersten Idyllen von 1756 und den ersten Schiffer von 1762; gleichzeitig erscheint im Verlag Kiepenheuer, Weimar, eine vollständige Ausgabe der Idyllen in Prosaform mit einer Auswahl von 16 Schlußvignetten und 8 ganzseitigen Vollbildern als Faksimiledruck der Geßnerschen Prachtausgabe von 1777/78.

geführten Urteilen Goethes und Herders sei hier noch auf folgendes hingewiesen: Unter den Büchern der Herzogin Anna Amalia ist nicht allein die Ausgabe der Idyllen von 1770 (III. Teil der in Zürich erschienenen Schriften Geßners) vorhanden, sondern als ehrendes Zeugnis für die Wertschätzung Geßners befindet sich hier auch jene seltene, typographisch meisterhafte Prachtausgabe der Geßnerschen Schriften in 2 Bänden von 1777/78 mit 20 ganzseitigen, eigenhändig vom Dichter radierten Illustrationen und 42 Vignetten. Endlich erschien 1803 in Weimar im Landesindustriekontor ein Gedicht des Barons von Groß: „Le premier Navigateur“, das dieser in Anlehnung an den „Ersten Schiffer“ schon 1782 verfaßt und damals Geßner als Zeichen der Verehrung übersandt hatte.

Allen Freunden des Dichters und denen, die sich vielleicht an den letzten Gaben der Liebhaberbibliothek, die uns schon in die Nähe Geßners führten, den „Erzählungen von Kleist“, erfreut haben, stellen wir diese reizendsten Kinder der Geßnerschen Muse hier in neuem Gewande vor.

Daß der Veröffentlichung Proben der Geßnerschen Radierungen und Vignetten nicht fehlen durften, ist ganz selbstverständlich. Sie zeigen ein sehr interessantes Beispiel für die Art der Wechselbeziehungen zwischen Malerei und Dichtkunst, die sich hier — ein ganz seltener

Fall in der Geschichte der Kunst — in einer Person harmonisch lösen. Das bekannte, in Lessings Laokoon erörterte Problem *ut pictura poesis*, das man auch umgekehrt fassen könnte, erfährt hier eine der interessantesten und glücklichsten Verknüpfungen. Ob poetische, ob malerische Vorstellungen die Grundlage für das einzelne Kunstwerk des Malerpoeten Geßner gebildet haben, läßt sich kaum sagen: beide sind in gleichem Maße vorhanden, kommen so gleichmäßig zum Ausdruck, daß wir keines von dem anderen trennen könnten, ohne die Existenz des anderen zu beeinträchtigen, beide sind in seinem Wesen so tief verankert, daß man nichts davon wegnehmen oder hinzutun dürfte, ohne seiner Persönlichkeit Unrecht zu tun, beide Neigungen und künstlerischen Ausdrucksweisen entspringen aus demselben starken Naturgefühl. Das ist ihre verborgenste, tiefste Quelle.

„In den besten seiner graphischen Arbeiten findet man eine Widerspiegelung des gleichen Stilgefühles, das die dichterischen Werke Geßners zu so eigengewachsenen kleinen Gebilden gemacht“, und so spricht aus ihnen das gleiche Gefühl, wie Geßner selbst es an der Kunst des Claude Lorrain rühmt: Anmut und Zufriedenheit, Sanftheit und Ruhe, Reichtum ohne Wildheit und Gewimmel. „Sein Naturempfinden geht restlos auf in dem Gefühl für das Kleine und Lauschige, für die poetischen Winkel und die idyllischen Plätzchen.“

Seine künstlerische Anschauungsweise ist aber auch jenen Elementen unterworfen, die inhaltlich und formal genommen die Anschauungsweise der Künstler jener Tage beherrschen, der Empfindsamkeit und des Übergangs zierlichster Rokokoformen zu den strengeren, an der Antike gereinigten, des Klassizismus. Geßners zeichnerische und malerische Begabung hatte, wie angedeutet, in der Jugend sich schon gezeigt; aber erst nach und nach entwickelte er sich zu jener Selbständigkeit, die ihn berechnigte, in der Geschichte der Malerei für sich einen Platz zu beanspruchen. Zu den ersten Proben seiner Kunst gehört das ganz im Rokokostil radierte Titelblatt zu den Idyllen von 1756. Erst die sechziger Jahre bringen neben vielen Vignetten und Illustrationen zu seinen Dichtungen selbständige Folgen: 1764 erscheinen zehn radierte Landschaften, seinem Freunde Watelet gewidmet, und 1768 weitere zwölf Landschaften. Ihnen schließen sich 1771 zehn mythologische und historische Blätter an. Den Höhepunkt seines Schaffens bilden wiederum, wenn wir von seinen zahlreichen Gemälden, die ihn während seiner letzten Lebenszeit ausschließlich beschäftigten, hier ganz absehen, die schon seit Beginn der siebziger Jahre zu der Prachtausgabe seiner Idyllen entworfenen Vignetten und Vollbilder, welche 1777 und 1778 der Öffentlichkeit übergeben wurden. (*)

(*) Eine Gesamtausgabe seiner radierten Blätter wurde nach

Vergleicht man Geßner mit seinem Zeitgenossen Chodowiecki, so empfindet man die Eigenart seiner Illustrationen, seines Naturgefühls, seines künstlerischen Wollens und seines Stils am deutlichsten.

Die Schönheiten der Natur in imitativer und tektonischer Verarbeitung kommen hier zu ihrer stärksten Wirkung. Die Mängel technisch-mechanischer Ausführung werden aufgewogen durch die zarte Empfindung, die in den landschaftlichen und figürlichen Darstellungen zu beobachten ist. So hat Geßner wohl die Natur betrachtet, aber in der Verbindung von Mensch und Natur schafft er die neue, höhere Einheit, schafft er seine Welt des Schönen. Nie hält er sich sklavisch und ängstlich an Einzelheiten, alles ordnet er einem Gedanken unter. Gebildet ist sein Auge durch das Anschauen mancher künstlerischen Arbeiten vor und neben ihm; er kennt die Niederländer, Franzosen, Italiener und Deutschen, Berghem und Suanevelt, Poussin und Claude Lorrain, Salvatore Rosa und Hackert, aber er hält sich doch soweit frei von ihnen, daß er seine künstlerische Originalität bewahrt; er liebt die Kunst der Griechen und betritt gern den von Winckelmann zum Altertum wieder geöffneten Pfad, aber er besitzt Leichtigkeit genug, um an

seinem Tode in Zürich 1802 herausgegeben. In zwei Bänden sind 337 Radierungen von Landschaften, Vignetten usw. vereinigt.

den klassisch-strengen Architekturstücken frische, duftende Frühlingskränze aufzuhängen; lebensfrischen, pausbäckigen Kindern ist hier neben Nymphen und bocksfüßigen Faunen auch ein Platz gegönnt.

Will man sich Geßners Bedeutung im Rahmen der zeitgenössischen Kunst vergegenwärtigen, so kommt diese wiederum im Vergleich mit Chodowiecki wohl am klarsten zum Ausdruck; wenn auch die Produktivität der beiden in keinem Verhältnis steht, Geßner erscheint uns doch als der tiefer veranlagte, sein Erleben der Natur steht noch über Chodowieckis Kenntniss menschlichen Wesens. So wahrheitsgetreu und humorvoll auch die Darstellungen menschlichen Treibens und Gebarens in Chodowieckis Vorstellung auf uns wirken, so unwahrscheinlich auch manche Geßnersche Gestalt daneben erscheint, mehr seelische Größe und Verinnerlichung besitzt Geßner. Beider Kunstschöpfungen aber verdienen, wie schon Ludwig Richter in seiner Selbstbiographie sagt, mit sehr wenigen Ausnahmen als das einzige, was man noch aus jener Periode genießen kann, eine bleibende Wertschätzung. Chodowiecki hat sie in unseren Tagen reichlich erfahren, möge sie nun auch Geßner wieder zuteil werden!

Weimar, September 1916.

Hans Timotheus Kroeber.

INHALT.

	Seite
An Daphnen	7
Milon	9
Idas, Mycon	12
Daphnis	15
Mirtil	18
Lycas und Milon	20
Amyntas	25
Damon, Daphne	27
Damon, Phillis	30
Der zerbrochene Krug	33
Daphnis, Chloe	36
Lycas oder die Erfindung der Gärten	40
Palemon	42
Mirtil, Thyrsis	46
Chloe	50
Menalcas und Aeschines, der Jäger	53
Phillis, Chloe	57
Tityrus, Menalkas	60
Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges	63
Der Faun	69
Der feste Vorsatz	71

	Seite
Der Frühling	74
Als ich Daphnen auf dem Spaziergang erwartete .	78
Der Wunsch	83
Der erste Schiffer	93
Nachwort des Herausgebers.	130

Rosßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

HERMANN
BOESCHENSTEIN
BIBLIOTHEK

GESSNER, Salomon

IDYLLEN

Gustav Kiepenh
Weimar 1917

HERMANN
BOESCHENSTEIN
BIBLIOTHEK

